



Die Feierstunde

Wochenend-Beilage der „Zeitung für Ostpommern“

Nr. 36

Stolp, Sonnabend, 10. September 1938

114. Jahrgang

Nächtlicher Fischzug

Erzählung von Rene Bertelsmann

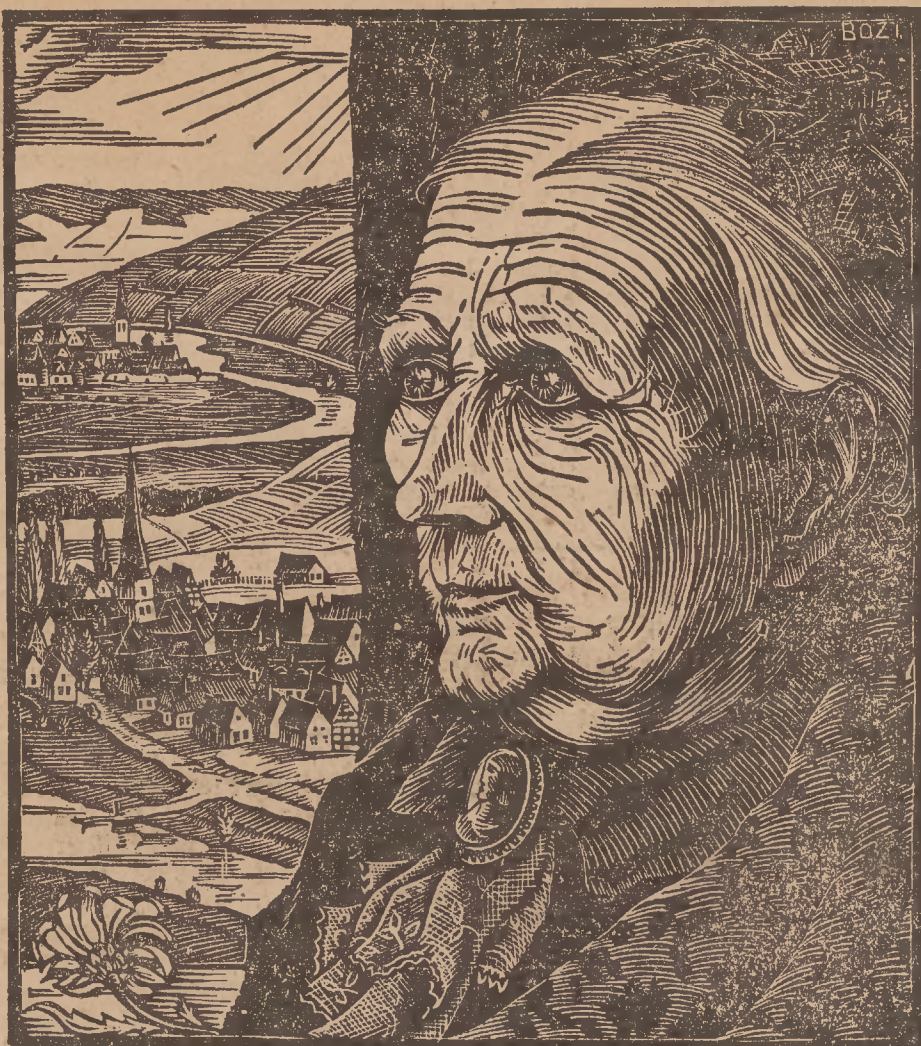
In gleichförmiger grauer Schwere ging der See ans Land. Und das Land ist still geworden — von den Kommandos der Sowjetkommissäre und von den Tränen des Volkes. Die Menschen des Landes — Seefahrer einst, uraltes Warägerblut und immer eigenen Sitten und Gebräuchen treu — können für eine letzte Nacht noch einmal unter den Dächern ihrer Heimat sein. Aber Anna Petrovna ertrug es drinnen zwischen Risten, Körben und weinenden Frauen und Kindern nicht mehr. Die Wände wollten sie erdrücken. Da war sie gegangen. Nun sitzt sie auf einem alten umgekippten Boot und hat den Kopf zwischen die geballten Fäuste gelegt. Nur der Wind ist mit ihr und wühlt manchmal in ihrem Haar. Sie rührt sich nicht. Sie starrt düster in die Wellen, die nahe bis zu ihren Füßen lecken. Wenn jetzt Sturm über dem See wäre und nicht die feierliche Stille der Nacht, die das Licht des Sichelmondes matt erhellte, so würde sie vielleicht schreien. „Wo ist Gott“, würde sie rufen, „daß er dieses zuläßt!“ Aber nun bleibt ihre Klage stumm. Abermals wird ein Volk — eines der vielen, denen Rußland eine Heimat gab, — von seiner großen geduldigen Mutter losgerissen. Das Land muß für Sowjetbeamte geräumt werden — dieses gute alte Land zwischen der Küste und den beiden Seen, und die Menschen, die es seit langen, langen Zeiten von Vätern und Urvätern erbten, sind verbannt. Kann sein, daß die graugrünen endlosen Ebenen Sibiriens sich nun vor den müden Seelen der heimatslos Gewordenen aufstun. Aber wer weiß, wo? Und Sibirien ist groß. Nur wenige haben sich gegen das Schicksal zu empören gewagt, junge Männer, in denen — aus alten Zeiten schwedischer Zugehörigkeit neu erwachend — die Liebe zum Norden und zur Freiheit des Meeres größer war als alles. Sie sind geflohen. Niemand weiß, was aus ihnen geworden ist. Vielleicht sind sie von den immer wachsameren Kommissären längst erschossen. Vielleicht hat einer im Nebel über die finnische Grenze kommen können. Wie es auch sei — die ihn lieben, wird man in anderer Erde begraben als ihn. Ueber den See kommt ein sanfter klagernder Schrei. Da verändert sich Anna Petrovna Gesicht. Sie bewegt heftig den Kopf, als schüttelte sie etwas von sich ab. „Warum hast du das getan?“ flüstert sie. Dies ist die einzige Nacht, in der sie noch warten darf, ob Boris vielleicht doch umkehrt. Am nächsten Morgen geht der letzte Transport.

Anna Petrovna weiß wohl, daß es ein Vogel war, der von einer der kleinen Schilfinnen rief. Aber sie hört etwas anderes. So sind die ersten, ein Lastwagen nach dem anderen, davongefahren: die Männer mit gekentem Blick und zusammengebißenen Zähnen, die Frauen in ihre Kopfstücker weinend. Die Alten blieben stumm. Gebückt und steif saßen sie vor dem goldenen Westhimmel des Sonnenunterganges, und wenn manchmal Tränen auf ihre Hände fielen, war es, als ob Regen über die hölzernen Bilder von Märtyrern rollte. Anna Petrovna geht schwer und langsam, beinahe taufend wie eine Blinde, zu ihrem Boot. Nacht es los, stößt ab. Wie sie aber weit draußen auf dem See ist, wo er genügend Tiefe für den Tod eines Menschen hat, sieht sie das kleine engmaschige Handnetz zu ihren Füßen liegen. Sie nimmt es zögernd auf, und eine unaussprechliche Ruhe kommt über ihr Herz. Und dann warf sie es aus. Zuerst fingen sich nichts als die Wellen darin, die wie graue sanfte Tiere kamen und wieder davonglitten. Nach und nach wurde es schwer. Sie zog es mit Mühe hoch. „Warum eigentlich noch?“ fragte sie sich. Dann war auch dieser Zweifel vorbei. Sie brachte das Netz bis dicht über die Wasseroberfläche, sah einen Augenblick in das silberweiße Gewimmel und ließ es in den See zurückfallen. Danach warf sie das Netz von neuem aus. Die Stunden vergingen über diesem nächtlichen Fischen, von dem sie nichts für sich behielt, als das Gefühl des Getanen. Vielleicht dachte sie nichts in diesen Stunden, vielleicht reichte nur das Unendliche aus, ihre Gedanken zu fassen. Oder Gott wandelte auf den Wellen des Sees, der ihre Heimat gewesen war, und sah ihrem nächtlichen Fischen freundlich zu. Als im Osten der Himmel rot wurde, spürte sie, daß sie müde war. Aber sie mochte sich noch nicht trennen von dem immer wiederkehrenden Augenblick, in dem sie dem See zurückgab, was sie in ihrem Netz fing. Doch da kam wieder ein Schrei über das Wasser. Diesmal vom Ufer. Und der klagernde nächtliche Schrei war es nicht. Es war ein Mensch, der ihren Namen rief, angstvoll und bittend. Da zog sie das Netz ins Boot und fuhr zurück. Die Sonne ging hinter dem See auf, und am Ufer stand Boris, die Füße von den Wellen überpült. So war er doch umgekehrt. Jemandem hatte ihn

gerufen, Anna Petrovna und der anderen Schicksal zu teilen. Er sah in ihr Gesicht und senkte den Kopf. „Was hast du getan?“ fragte er demütig. Sie hob sich auf den Felsen und strich ihm das nasse Haar aus der Stirn. Erst nach einer Weile sagte sie: „Den Glauben muß man bewahren können.“ Er fragte nicht, welchen Glauben sie meinte an die Kraft, das ungerechte Schicksal geduldig zu ertragen oder an jene zu Empörung

und Freiheit. Er nickte. Er nahm sie an die Hand. Und als sie nun dem See den Rücken wandten und in das Land gingen, das sie nach diesem Tage nie wieder sehen würden, murmelte er: „Auch dort ist Erde...“ Das Mädchen horchte seinen Worten nach. Dann sagte es still: „Und auch dort gehen Sonne und Mond über dem Land auf...“ Sie meinten Sibirien, das große, schweigende — das Land der ungezählten namenlosen Schicksale.

Schwer und langsam schlugen die Wellen des Sees an Land, heute wie ehemals und immer.



Boll Ernst und Güte

Holzchnitt von Bobo Zimmermann,

Der Meister und seine Schüler

Erzählung von Heinrich Zerkowen.

Balthasar Permojer hebt den eisenschlagenen Deckel einer schweren Truhe. Durch die hohen Fenster des Reithauses, in dem während des Zwinger-Baues zu Dresden des Meisters Werkstatt untergebracht ist, flutet das weiße Licht einer lauen Vollmondnacht. Vom benachbarten Schloß her vernimmt man den gleichmäßigen Schritt der Posten. Sonst schläft die Stadt, Mondlicht überflutet, unter einer Krone silberner Sterne.

Der Alte atmet tief und öffnet den Mund, als wolle er etwas sagen. Er fühlt fast körperlich die Feierlichkeit dieser Nacht. Gleicht das weiße Licht des Mondes nicht dem Wehen weißer Tücher? Stille ist um ihn. Und schwingt nicht doch ein einziger Ton in der Luft, hell und mahnend, der ihn ruft, während alle anderen schlafen dürfen? Etwas greift an sein Herz, daß dem starken Manne ängstlich wird und wehmütig zugleich. Die Worte aber vernimmt er jetzt ganz deutlich: „Wie lange noch, Balthasar Permojer — wie lange noch?“ Er hat sonst geschäftig und gewirkt, Eisenbein geschnitten und Sandstein geformt, große Herren abkonterfeyt und um den Lohn gefleischt. Da drinnen in der Kade liegt eine selbstgefertigte Grabinschrift, worin er anführt, daß er gearbeitet habe in „Marmorstein, Wachs, Holz, Metall und Eisenbein“. Und hat er sich nicht schon einen Totenkopf geschnitten für den eigenen Sarg?

Der Meister schüttelt sich, er will sich aus einer unsichtbaren Umklammerung befreien. Er reckt sich. Kühn ragt seine hohe Stirn. Wer will etwas von ihm? Da sind seine Figuren, riesig, aus Stein, unvergänglich. Hier steht er selbst, gesund und voller Kraft. Genau so stolz wie früher da man ihn wegen dieses Stolzes mit Karl XII., dem unerbittlichen Gegner Augusts des Starken, auf eine Stufe gestellt und er zu jagen wagte: „Allerdings, denn er ist König und ich bin Künstler.“ Ist daran heute etwas anderes geworden? Keine Antwort. Der Ton ist fort. Weiß flimmert der Mond. Eng und dumpf ist es geworden

im Raum, darin noch der beizende Rauch der Kerze wie eine dunkle Wolke liegt, Balthasar Permojer greift nach seinem Degen und dem roten Mantel.

Da — als er sich gerade zur Tür wendet, löst sich lautlos ein Schatten vom Fenster ab. „Meister!“ ruft es beinahe ängstlich hinter ihm her. Und noch einmal: „Meister!“

Ist das nicht wieder der Ton, dieser hell singende, mahnende? Teufel, ich bin krank, denkt Permojer. Aber da greift eine Hand nach seinem Mantel und vor ihm steht ein Mädchen. Zwei funkelnde schwarze Augen brennen in dem wachbleichen Gesicht.

„Was willst du — Mädchen?“

„Ich weiß es nicht“, klingt es wie ein Hauch. „Bei Euch sein! Ich heiße Emale —“

„Du bist eine Zigeunerin, wie? Ich mache mir nichts aus Weibern, erst recht nicht aus so jungen“, lacht der Meister verächtlich.

„Ich heiße Emale, und Euer Schüler, der Valentin Schwarzenberger, ist mein Schatz. Aber ihr dürft ihm nichts verraten“, bittet das Mädchen. „Ich habe von ihm gehört, daß Ihr ein Künstler seid und aus Steinen Götter macht. Und daß Ihr keinen Menschen um Euch habt, der für Euch sorgt. Daß Ihr in der Nacht nicht schlafen könnt und glaubt, alle Welt sei Euch feindlich gesinnt. Daß Ihr nicht lacht noch trinkt und zu einem Totenkopf betet anstatt zur heiligen Madonna.“

„Mädchen — ich bin aber ein schlimmer Bursche!“ mußte Permojer lachen, und er streicht das Gesicht dicht unter seinem Herzen.

„Ach, deshalb komme ich ja. Ihr seid besser als die andern. Ich weiß es. Sie lachen über Euch und Euren Bart und nennen Euch einen Narren.“

„Das ist richtig — Emale. Jeder Künstler ist ein Narr.“

Da ist Emale um den Tisch geschlichen, legt dem Stinnernden von hinten beide Arme um den Hals,

Gebet

Von Friedrich Georg Jünger

Alte amphibischen, kalten, mürrischen, feuchten Gefellen Möge das Feuer verzehren, Möge der Blitzstrahl zeripellen.

Dummpiges, trübes Gesindel, Das sich da windet im Schlamme, Du entgehst nicht der wilden Bosheit der herrlichen Flamme.

Wenn sie mit Habichtes Krallen Augen und Herz euch zerföhneidet, Wenn sie, ihr linksichen Toren, An euren Qualen sich weidet,

Rufet noch lauter, ich lache, Seht ich in Mische euch fallen, Tanzende, hüpfende Flamme, Schöne nicht einen von allen.

reißt den dunklen Bartkopf zu sich herab und küßt ihn frisch und warm mitten auf den Mund.

„So — das wollte ich. Und weiter nichts“, sagt die Gere, greift nach seinem Tuch und ist im nächsten Augenblick verschwunden.

„Emale!“ ruft Permojer wie aus einem Traum heraus. Doch niemand hört ihn. Emale ist fort. Der hohe Ton ist fort. Einjam, den Kopf in die Hand gestützt, verharret der Meister vor seinem mächtigen Arbeitstisch.

In seinen Gedanken formt sich ein Bild. Ein Nähn, wie man es an diesem schweren Mann nicht gewöhnt ist, verjüngt sein Gesicht. Er horcht nach innen. Traum und Sehnsucht, Abschied und Begehren ringen nach einem Ausdruck. Frühling ist noch einmal kommen in der Nacht, aber die Knospen erblühen nicht mehr. „Emale“, sagt ruhig der Meister, während seine Hände schon an der Eisenbeinmasse schnitzen. Er selber kann und darf nur gehorchen. Sein Gefühl allein befiehlt die Form. Es ist ein seltsames Arbeiten, unablässig, stundenlang.

Erst, da die Sonne mit hochgeschürzten Röcken über den Platz läuft, ist Permojer fertig geworden. Behutjam stellt er das kostbare Gebilde vor sich auf, streichelt es mit den Augen. Er schmunzelt und wiegt den Kopf, die ihn kennen, wissen so dann, der Balthasar Permojer ist zufrieden mit seinem neuen Werk.

Nun aber noch einen Schuß kühle Morgenluft hineingetrunkene in den übernachtigen Körper! Nachher, wenn die Schüler kommen, heißt es, einen klaren Blick und ruhige Nerven zu haben. Er greift nach Mantel und Degen, er geht seinen Weg der Elbe zu.

Und fast gleichzeitig betreten die Schüler die Werkstatt. Stumm grüßen sie die steinernen Figuren. Ein Barrett fliegt zwischen ihnen durch, sie rühren sich nicht.

Da — einer stößt einen Schrei der Verwunderung aus. Auf dem Arbeitstisch des Meisters hat er ein kleines Wunder entdeckt. Darum also ist er fort. Er hat gearbeitet die Nacht über. Eine Nymphe ist es mit zierlich schmalen Gesicht, die Lippen wie zwei Halbmonde geschwungen.

Und Valentin Schwarzenberger ist schon herzu getreten. Fassungslos starrt er seine Kameraden an.

Die aber haben sich gewandt, den Meister zu grüßen, der ausgeräumt die Werkstatt betritt. Balthasar sieht, daß Valentin Schwarzenberger seine Figur in Händen hält, er aber blickt durch ihn hindurch wie durch Glas.

„Guten Morgen, Freunde! Noch nicht an der Arbeit?“

Schwarzenberger steht noch immer, die Eisenbeinfigur in der Hand. Ihm ist, als müße er ersticken. Seine Haare kleben. Er stammelt heiser: „Meister?“

Der aber antwortet sorglos: „Kennt er die Emale wieder?“

Keiner weiß zu sagen, wie rasch es gekommen ist: Valentin Schwarzenberger springt zwei Schritte vor, ergreift einen Hammer und schlägt wortlos auf die Figur ein, immerzu, daß die Stücke im Raum umherpringen. Flammend sehen die beiden sich in die Augen, der Meister und sein Schüler. Schön wie der steinerne Jüngling aus Hellas steht Valentin Schwarzenberger da, ein junger Mars, ein kleiner Gott der Nacht.

Aber es geschieht ein Wunder, daß der Meister wie geistesabwesend zu lächeln beginnt. Etwas ungewohnt Milde liegt in seiner Stimme: „Gut so, mein Sohn, ausgezeichnet — mein Sohn! Nur, was Er sich da zurecht denkt, das stimmt nicht. Der Emale ist nichts gewesen — nichts. Versteht Er? Aber wenn Er Ruft hat, dann kann Er sein

Gesellenstück machen. Ich stelle ihm die Aufgabe, die Nymphen Emale zu modellieren. Hat er verstanden?"

Langsam senkt sich der Arm des Jünglings. Eine neue Rote breunt ihm die Wangen hinauf, doch es ist nicht die Glut des Jorns. Er senkt den Kopf immer tiefer, plötzlich liegt er auf den Knien vor dem verehrten Meister und küßt seine Hand, ehe der es ihm wehren kann: „Schon gut, mein Sohn!"

Marientäfer

Von Joachim von der Goltz

„Seht“, rief der Löwenwirt, während der Mitternachtssturm an den Fenstern der kleinen festgefühten Stube rüttelte, „die allerliebsten Dinger, das bligstapere Völkchen!"

„Ruhe“, brummte der Zimmermann, dessen Kopf auf die Tischplatte gesunken war.

„Seht doch, mitten in diese winzige Armee stürzte der ungeheure, weinaustrahlende Himmelskörper, der Kopf des Zimmermanns Otto Faßbrecher, mitten hinein, und was erfolgte? Sind sie zu Tod erschrocken, meine kleinen Helben oder Gelbinnen, die rot gepanzerten mit den schwarzen Lupfen? Sind sie in die Flucht geschlagen worden, oder wälzen sich, an der Zukunft verzweifelt, auf dem Rücken und stehen um Ruhe? Nein, sie marschieren, sie rücken, nach ausgetandem Schrecken, unentwegt vor, die Braven. Dort, am Rande des Tisches, schimmert der See, ein himmlischer See aus Edelwein und abendrotem Simmerjaß. Nachst du, Zimmermann? Erkläre mir doch, Lieber, was es hier zu lachen gibt. Kommt dir erhaben vor über dies Völkchen Marientäfer, weil ihr Leben von deiner Gnade abhängt? Glaubst du, daß es von deiner Gnade abhängt, sie umzubringen oder leben zu lassen? Sehe dich lotrecht, Zimmermann. Ich will eine Geschichte erzählen zum Ruhme eines Käfers. Sahst!"

Er schwieg und horchte eine Weile auf den Sturm, der ab und zu brauste. Plötzlich sprang die Tür auf, auf der Schwelle stand die Frau. Nur einen Rock hatte sie umgetan, das grobe hausgeponne Leinwandhemd hatte zärtliche Falten vor der eben verlassenen Bettwärme. Es war klar, sie kam ihren Mann holen.

„Anno sechzehn“, sprach der Löwenwirt, „kriegte ich eines Tages den Auftrag, unseren Divisionspfarrer in die Stellung zu geleiten.“ Die Frau stieß einen kleinen Seufzer aus, als das nichts half, setzte sie sich auf die Bank bei der Tür. Die Uhr schlug eins. Der Löwenwirt schenkte die Gläser voll.

„Es war im Juli“, fuhr er fort, „in der Sommerzeit. Das Auto vom Divisionsstab war bei Tagesanbruch mit abgeblendeten Lichtern so weit nach vorn gefahren, als es die Wege erlaubten. Doch lag, als ich den Herrn Pfarrer in Empfang genommen hatte, ein Fußmarsch von einer guten Meile vor uns. Der Pfarrer, angeregt durch die faulende Fahrt und alles Ungewohnte, war recht gesprächig. Er fragte nach unserem Ergehen, erkundigte sich nach dem und jenem Offizier, den er kannte, und nach seinem Neffen, einem jungen Kriegsfreiwilligen, dem sie einen Rockschuß verpaßt hatten, und der in unserm Bataillon unterstand lag. Ich gab einsilbige Antwort. Diese Stunde an der Grenze zwischen Nacht und Tag war die allerstillste. Es war nicht beliebt bei uns, daß man laut sprach um diese Stunde. Das war so ein Aberglauben. Man soll die Feingelmmännchen nicht berufen.“

„Wir waren in einer Mulde angelangt, wo mehrere Anmarschwege zusammenliefen. Der Pfarrer blieb stehen; er mußte ein wenig ausruhen, sagte er und setzte sich auf den Rand eines verfallenen Grabens vom Jahr zuvor. Mir war unbehaglich zumut. Der Platz war nicht geheuer. Ich mahnte zur Eile. Der Pfarrer, als ich ihm meine Gründe sagte, schüttelte den Kopf und fängt an, von den Glodenblumen, die in dem Graben wuchsen, abzurufen. Ich dränge zum Aufbruch. Er sieht mich an, lächelt für sich und sagt freundlich: Du hast kein Göttervertrauen, mein Sohn, das ist es. Verjuche es einmal und glaube recht von Herzen an den himmlischen Vater und bitte ihn, daß er dich in seinen barmherzigen Schutz nehme! — so spricht er und macht sich von neuem über seine Blumen.

„Es war aber eine Art stillschweigendes Ueberkommen bei uns, nämlich uns wachschenden Frontschweinen, daß man niemals laut und in ernsthafter Weise von Gott redete. Das war auch so ein Aberglauben, den man heiliger hielt als manches, was die Leute für heilig ansehn, und das hatte wohl seine Bedeutung. In seiner Kirche, dachte ich bei mir, mag er tun und lassen, was er für richtig hält. Es freut einen, wenn man aus der Stellung kommt und sitzt auf einmal frisch gewaschen und warm und sicher in einer Kirche, und der freundliche Herr mit den roten Wächchen und seinem schönen lila Rock erzählt von Himmel und Hölle und dem Herrn Jesus und all den guten Dingen. Es war vor unserem Einrücken in die Sommerkaserne. Ich vermutete, der General hatte es ihm eingeredet, daß er uns den Mut steifen sollte. Er predigte, als hätte er einen Schock Erbsen im Mund. Er geriet ordentlich ins Feuer und rief, als stände er selbst mit einem Sturmtrupp draußen und wäre bereit, mitzulaufen: Fürchtet euch nicht, denn hinter den feindlichen Drahthindernissen und Maschinengewehren wartet eurer das Paradies! — Hui, ging da ein Laufkrabbeln durch die Bänke. Nach erstaunt war unser Himmlsfähigkeit, als er's vernahm. Es war

Und im gleichen Augenblick wendet sich der Balthasar Vermoyer zu den übrigen: „Was glogt ihr da in den Tag hinein — na? Hammer und Meißel her, ihr Windhunde! Balthasar Vermoyer hat zu arbeiten. Noch anderes als kleine Nymphen — nicht wahr, Schwarzenberger?"

Aber von dem kommt keine Antwort. Nur ein Hämmern dröhnt durch den Raum, denn Valentin Schwarzenberger wird bald schon ein Geselle sein . . .

schließlich seine Kirche, und was er rebete, war seines Amtes. — Jetzt aber, mein Herr Pfarrer, sind wir unter dem freien Himmel, den keines Menschen Wort mit Gewalt erreicht. Jetzt gilt es sein still sein und sich fügen. — So dachte ich in meinem Aerger und suchte nach Worten, wie ich es geziemend vorbrächte. Er hatte so väterlich gesprochen, das genierte mich. War er nicht mir, seinem Führer, mit Leib und Leben anvertraut? An mir war es, väterlich zu sein.

„Wie ich so zweifle, fällt mein Blick auf seine Brust, und ich sehe einen Käfer, der auf dem Rock hin und her promentiert. Er war grüngoldener Farbe, nicht größer als einer von dem Völkchen da, und er schimmerte in der aufkommenden Morgenröte wie ein Edelstein. Dieser Anblick beruhigte mich plötzlich. Ich spürte eine große Mächtigkeits in allen Gliedern. Ich lehnte mich gegen die Böschung und schaute selig in den wundervollen Lichtsaal, der sich über den weißblauen Bergen drüben in einem Kranz rosigter Völkchen auftrat, und war auf einmal weg und in einem Traum drin. Ich sehe einen Mann in blauem Mantel, der sitzt auf einer Lafete. Es ist Max, der französische Nichtkanonier. Ich möchte in den Boden versinken. Da lächelt er mich schmeichelfähig an, nimmt eine Photographie aus der Tasche und hält sie mir mit einem zynischen Grinsen hin, damit ich sie betrachte. Es war das Bild eines nackten Frauenzimmers, ein recht schamloses. Wie ich nachgucke und die schönsten Stielaugen mache, schiebt sich an Stelle der Photographie ein Blatt Papier, ein alter vergilbter Brief. Ich lese das Datum, Juli 1913, und ein Stück weiter die Worte: Sei immer wach, mein lieber Sohn. . . und ich weiß, es ist ein Brief meiner Mutter, der letzte, den ich von ihr bekam, als ich auf Wander-

schaft war. Die Tränen laufen mir von den Backen. Sei immer wach. . . Wozu denn, Mitternachtsdummes, soll ich wach sein, da ich so entsetzlich müde bin. . .? Aufgepaßt, ist das nicht der Max, der Wuhlewuh, der mit einer Teufelsmüne heimlich nach dem Abzugsgriß an der Kanone angelt. . .? Es gibt einen Knall. Ich erwache.

„Der Knall, seht ihr, war wirklich gewesen, der Morgenwind hatte ihn von jenen Höhen, wo die feindliche Nachtbatterie stand, herübergetragen. Mein erster Blick galt dem Pfarrer. Er ist ruhig beim Blumenpflücken, ich mochte einige Sekunden, vielleicht eine kleine Minute geträumt haben. Achtung! rufe ich. Er wendet sich um und sieht mich erstaunt an. Fast hätte ich mich durch seine Ruhe nochmals einwiegen lassen. Da fällt mein Blick auf den grünen Käfer auf seiner Brust. Das Tierchen ist in eiligem Laufen. Jetzt hält es inne vor einer Falte des lila Rockes, es scheint sich zu bestimmen, welche Richtung es einschlagen soll. Auf einmal spannt es blitzschnell seine Flügelchen aus und ist auf und davon. Ein Zeichen! blitze es mir durch den Kopf. Deckung nehmen! schreie ich und renne wie ein Gebissener die Mulde hinunter und in das erste beste Loch hinein, das sich auftut. Ein Krach, laufende Splitter, dann war alles aus.“

„Und der Pfarrer?“ rief der Zimmermann.

„Tot. Das Rückgrat entzwei.“

„Und das Käferchen?“

„Ungläubiger!“ fuhr der Löwenwirt auf. Er legte seine beiden nackten Arme auf den Tisch und funkelte den Zimmermann so zornig an, daß der sein überlegenes Lächeln schnell einzog. „Es klingt doch wie ein Märchen“, stammelte er.

„Und wenn schon“, sprach der Löwenwirt, indem er sein Glas erhob und es in kleinen Schlücken austrank, „und wenn es ein Märchen wäre? Mann Gottes, ich sage dir, als ich auf dem öden Feld stand, neben mir der Leichnam, und ringsum alles Zerstörung, alles Wüsten und verdeckte Mordwerkzeuge, und mir das Wasser aus den Augen sprang wie ein Springquell — war meine arme Seele froh, sie fuhr dahin auf den Flügeln der Morgenröte. Warum? Darum, weil ein Käfer, ein nichtsnutziges Flügelspreiterlein, sich im rechten Augenblick von der Brust eines Todgeweihten erhoben hatte. Süß und gewaltig erschien es mir. Mir war, als wohnte das Paradies in meiner Brust. Wir war hochgeitlich. . .“

„Komm zu Bett, du mußt früh heraus, der Aker in der Mark muß umgestürzt werden“, sprach in diesem Augenblick eine warme Stimme, und zwei rundliche Arme legten sich auf die Schultern des Mannes.

Auch der Teufel hat Pech

Eine Volksfrage aus den Bergen. — Nach erzählt von Josef Friedrich Perkonig.

Auch der Teufel hat hie und da seine mageren Zeiten, es will sich niemand vermelden, der seine arme Seele verschachern möchte, es ist so, als wären die Leute alle zufriednen, und es hätte keiner ein Gelüft nach einem Sack voll Gold und nach lustigen Tagen. Das ist dann eine trübe Zeit für den Teufel, und seine Großmutter hat bittere Not mit ihm, und die Unterteufel haben nichts zu lachen, bald ist ihm das höllische Feuer zu heiß, bald zu schwach, bald schimpft er, daß sie mit dem Holz nicht zu sparen wissen, und bald ist ihm der Haufen Glut unter dem Kessel zu klein. Der Mensch soll sich auskennen dabei! fluchen die Unterteufel; ja, in der Hölle rufen sie den Menschen an, wenn ein Fluch recht arg sein soll.

„Du mußt ein wenig nachhelfen“, rät die Großmutter, „sonst wirst du den Engeln zum Gespött.“ Und das leuchtet dem Teufel ein, man muß den Leuten das Leben sauer machen, da wird dann die Seele locker im Leib und man kann leicht seinen Handel treiben mit ihr. So sucht er sich diesmal eine bäuerliche Gegend aus und nimmt zuerst einen Wirt aufs Korn.

Der hat an der Straße sein Gasthaus, die Fuhrleute kehren bei ihm ein, am Sonntag kommen die Bauern. So ein Wirt in der Einsicht hat kein fettes Leben, aber es ist ruhig und macht einen braven, stillen Mann satt, wenn nicht ein Unglück über das Haus kommt. Der Teufel weiß ihm wohl etwas anzuhängen, er spukt ihm in das Weinschloß und in das Mostfaß, und Wein und Most sind am nächsten Tag purer Eßig. Es ist ein Schlag für einen Wirt, der von der Hand in den Mund lebt, er weiß es auch nicht zu deuten, wie solches über Nacht geschehen konnte, aber ein langes Nüchtern und Wundern hilft ihm nicht. Er kauft sich neuen Wein, neuen Most, er kauft sie auf Borg, ein paar Tage später sind sie wieder sauer. Und noch ein drittes Mal geschieht das Unglück.

Jetzt ist der Wirt reif für den Handel, denkt sich der Teufel, gewandt sich wie ein Weinhändler und kehrt ein in dem Gasthaus. Die Not ist ihm sicher, denkt er. Aber er weiß nicht, daß dem Wirt der Ausverkauf, das Haus, die Straße, die Gegend und zuletzt das Leben verleidet sind, und der Weinhändler ist für ihn jetzt das nämliche, wie das rote Tuch für den Stier. In dem einen hat er alle anderen, ist einer der gleichen Gauner wie der andere, betrügen einen armen Wirt in der Einöde, der sich nicht rühren und nicht wehren kann, mit verdorbenem Wein und Most, und er ladet den Weinhändler ein, mit ihm in den Keller hinabzusteigen. Kaum will der drunten den Mund aufstun und ihm die Seele abschachern, da hat ihn der Wirt schon beim Genick und hat ihn mit einem Beisenstiel ein paar an den Ort hinaufgemessen, wo bei Heidenmensch und Christenmensch der Buckel aufhört, und weil es kreuzweis geschehen ist, kann der Teufel aus dem jammernden Weinhändler nicht herausfahren, er muß die ganze Tracht Prügel dulden, die ihm der ergrimnte Wirt

zugemessen hat, und das ist nicht wenig, für jedes Faß eine Tracht; ihrer sechs Faßler aber waren es.

Singend und jaulend rennt der Teufel aus dem Wirtshaus davon, seiner Lebtage ist er nicht so gedroschen worden, die Großmutter zupfte ihn bei den Ohren, wie er noch ein kleiner Unterteufel war, der Vater gab ihm einen Tritt, und die Brüder zwickten ihn, aber geprügelt hat ihn niemand.

Das Tal ist ihm jetzt verleidet. Er reißt einen dünnen, roten Kranzweibbusch aus, setzt sich darauf und steuert mit einem Farnwedel hinauf in das Gebirg. Dort mag vielleicht ein leichtgläubiger Mensch unterwegs sein, dem man sein Glück einreden kann, daß er zuletzt seinen Namen mit Blut auf ein Papier schreibt. Der Teufel braucht nicht lang sich umzusehen, da hört er ein Röhren wiehern. Er zaubert sich ein Paar genagelte Schuhe an die Füße, einen grünen Anzug an den Leib und einen Hut mit einer Spielhahnenfeder auf den Kopf. Und wie ein Jäger hält er bei dem Holzknicht an, der eben einen schweren Baum auf seinen Wagen ziehen will. Er gibt ihm einen Schlud Kranzweibschnapz zu trinken und sagt dann:

„Ist ein saures Brot, das Holzschlagen auf dem Berg.“

„Was willst du tun, wenn du kein süßeres hast?“ sagt der Holzknicht davor.

„Man muß seine Augen halt aufstun“, lockt der Jäger.

„Magst sie aufreißen, daß sie dir herausfallen, auf dem Berg wächst kein anderes Leben.“

„Ist dir bis jetzt nur nicht der Richtige begegnet“, orakelt der Grüne.

„Bist vielleicht du der Richtige?“ lacht der Holzknicht.

„Es könnte schon sein. Was ich fragen will: Bist ein Kirchengänger?“

„Was kümmert es dich?“

„Man hat manchmal seine Neugier.“

„In die Kirchen komm ich selten, das ist wahr.“

„Dann bist mein Mann. Magst eine Bauernhube haben und eine Truhe voll Geld?“

„Hast sie vielleicht in deinem Rucksack?“

„Frag nicht so viel. Ich muß weiter. Kurz heraus: Ist dir deine Seele feil?“

„Ach, der bist du?“ wundert sich der Holzknicht, jetzt gehen ihm die Augen auf. Er ist ein wilder Kerl, öfter auf dem Tanzboden und in der Mädchenkammer anzutreffen als an einem frommen Ort, aber die ewige Seligkeit möchte er nicht dahingeben. Es hat ihn immer schon gelüstet, dem Tod oder dem Teufel einmal zu begegnen und sich mit ihm zu messen, das Gerauf mit den Burtschen in der Gegend ist ihm schon zu langweilig.

„Seh dich da her“, verlangt der Holzknicht und weist auf einen alten Baumsprung hin, „sobiel ich weiß, muß ich dir meine Seele verschreiben.“

Der Teufel ist froh über den glatten Handel, er sieht nur die frische Seele — die wird ein fetter Höllebraten sein — und sieht nicht das dunkle Kreuz auf dem Strunk, das einmal ein Holzknicht

Daheim

Von Herbert Menzel

Wohl dir, der du gefunden hast
Das Herz, das ruft: komm, sei mein Gast,
Der Abend dunkelt übers Feld,
Ich hab ein Licht dir aufgestellt.

Du gingst so irr, du gingst so fern,
Nun über dir steht still dein Stern.
Es ruft das Herz noch lieblicher Reim:
Wohl mir, du kamst, nun sei daheim.

nach ehrwürdigem Brauch mit der Art hineingehaßt hat. Er setzt sich hin und spürt im gleichen Augenblick das heilige Feuer, das ihn wohl anzujengen vermag, im Nu ist um ihn eine stinkende Wolke, der Teufel aber kann aus dem rauchenden Jäger nicht herausfahren, das Kreuz hält ihn fest, und er muß es leiden, daß an ihm ein Stück Fleisch verbrennt, das man zum Eizen braucht.

„Es soll dir vergehen, einem rechtshaffenen Menschen die Seele abzuluchsen“, sagt der Holzknicht schadenfroh, und er kümmert sich nicht um das Gevinsel des Jägers. Vielleicht wäre der Teufel ganz in Rauch aufgegangen, hätte nicht ein Regenguß das Feuer gelöscht, den Regen aber zaubert die Großmutter in der Hölle schnell daher. Jammernd flieht der Teufel davon, er hat nun auch genug von dem Gebirg.

Die Eichellaat

Von Wilhelm Schäfer

Zu Schleibach lag vor Zeiten ein langer Akerstreifen so weit nach Rhinwald hin, daß ihn die Mönche gern zum Klosterland geschlagen hätten. Sie fanden auch ein Pergament, wonach vor vielen Jahren ein Ritter das Land dem Abt verschrieben habe. Obwohl der Junker von Schleibach sich wunderte, daß schon sein Vorfahr mit der Schreibung umgegangen wäre, die er selber noch nicht verstand, und über das Papier laut lachen mußte, kaum größer als eine Hand, womit sie ihm das Land abnehmen wollten, länger als eine Viertelstunde, so waren doch die Mönche erfahrener im geschriebenen Recht. Sie fanden ein geistliches Gericht, das ihm den Landstreifen aberkannte als richtig geschicktes Klostergut.

Da saß der Junker eine Woche lang in grimmig in seiner Burg; und als ihm seine Freunde nacheinander bestätigten, daß an dem Spruch der Kaiser selber nichts mehr ändern könne, weil das Papier mächtiger sei, ritt er an einem Morgen im Schritt den ganzen Aker entlang zum Kloster hin und ließ den Kopf fast tiefer hängen als sein Pferd, so daß die Mönche ihn mit Schadenfreude kommen sahen.

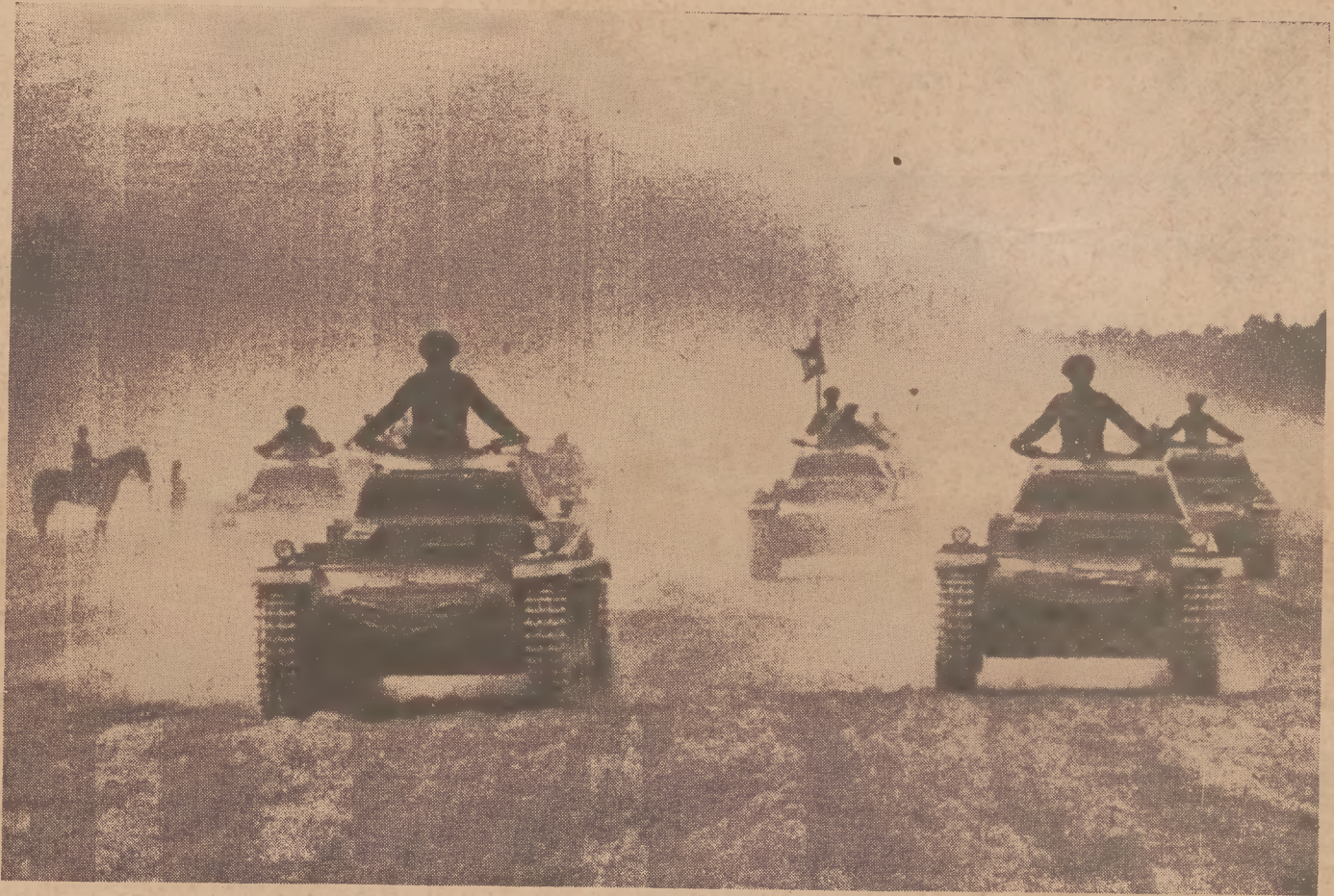
Er schien bescheidener als sonst, stieg erst vom Tier, bevor er an der Glocke zog; und als er von dem Abt in dessen Kammer stand, wo blank gefälschte Wände und bunten Deckenmalereien nicht von der Armut sprachen, die doch das selbstgewählte Los der Diener Gottes auf Erden ist, hat er ihn wie ein Mittelfler auch um ein Pergament, daß er nur einmal noch auf seinem Land eine Saat aufgehen und ernten lassen dürfe. Da bemerkte der Abt mit Schmunzeln, daß nun dem rauen Junker die Achtung vor dem Papier gekommen wäre; er gab ihm lächelnd das verlangte Pergament und seinen Segen auf den Heimweg, stand auch noch lange pfiffig hinterm Fenster und sah dem Reiter nach, wie der sein Roß nun wieder stürmisch jagen ließ; und spöttelte, was für ein kindisches Gemüt solch ein Junker mit seiner Freude an der kleinen Trift verriet.

Der Frühling aber kam ins Land und keiner von den Klosterleuten sah einen Aker im Aker gehen; und weil der Abt zuletzt vermutete, daß die Bitte dem Junker doch wieder leid geworden wäre, kam einer seiner Mönche mit der Frage, wann er die Akerlaat begnügen wolle? Der fand den Ritter, wie er von einer Jagd heimkam und mit den Hunden noch ein Weisel hegte, das an der Mauer seinen Schlupf nicht fand und ratlos hin und wider lief. Er sagte einen Weidmannsgruß an seinen Abt: die Saat sei ausgesät, er möge sich gut bei Gesundheit halten, die Ernte zu erleben. Da ging der Abt mit seinen Mönchen manchen Tag aufs Land, sie spähten nach der Saat und merkten nicht, daß hier und da rotgrüne Fackelblätter aus dem Aker kamen; bis eines Morgens in zarten Morgentau die Blättchen einen rölllichen grünen Schein bekamen, der in das Kloster wie ein Brandfeuer leuchtete, weil jeder sah, daß die Eicheln ausgesät waren. Da gab es neue Votengänge vom Kloster in die Burg; doch wie vorher der Abt mit seinem Pergament, stand jetzt der Junker da mit seinem.

Die Saat war grün und wurde größer, und als der kluge Abt begraben wurde, bewegten sich die ersten dünnen Aker und wuchsen bedächtig aus der Erde. Und mächtig stand ein junger Eichenwald den Winter durch in seinem rostigen Laub und wurde spät im Frühling grün und war nach Jahren endlich so hoch, daß schon der Junker — dem sein blonder Bart weißgrau geworden war — mit seinen Hunden darin jagte, und immer noch kam keine Ernte. Als dann der Ritter starb, uralt, da mußten sie ihn in dem Walde begraben. Und lebte gingen ein, bevor die Eichen nur um einen Meter höher waren. Und endlich kamen die Franzosen mit ihrem Krieg und auch das Kloster Rhinwald brannte. Die letzten Mönche lagen in den Gräbern, mit riesigen Knorren in den Himmel aber stand die Eichellaat und wartete auf ihren Mäher.



Der Führer mit Gauleiter und Oberpräsident Schwede-Coburg.



Vorbeifahrt der Panzer anlässlich der Parade vor Generaloberst Freiherr von Triffsch.



Der Führer verläßt einen Bunker; hinter ihm der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Brauchitsch

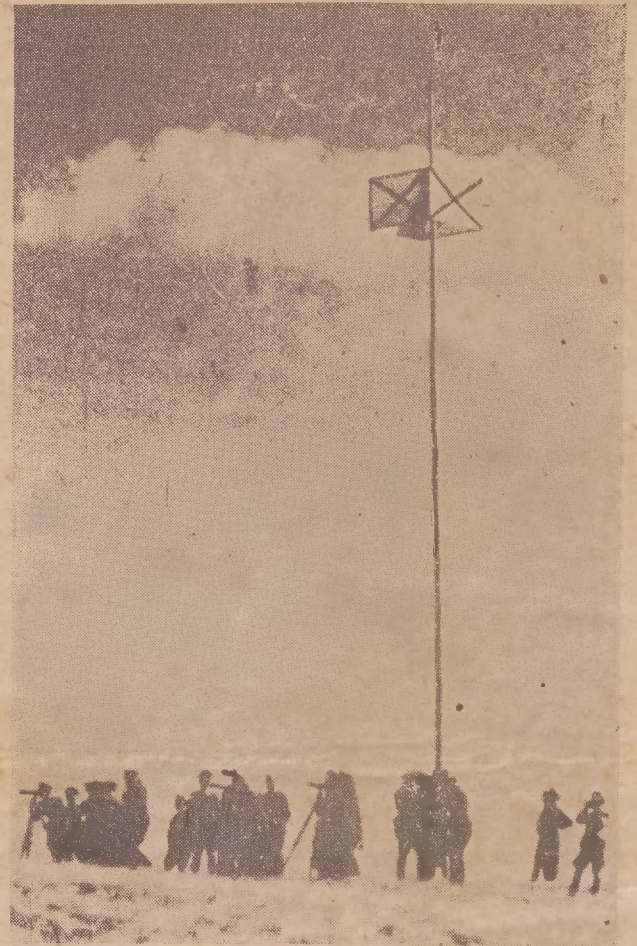
Alle Aufnahmen:

Z.f.O. (Thiede)

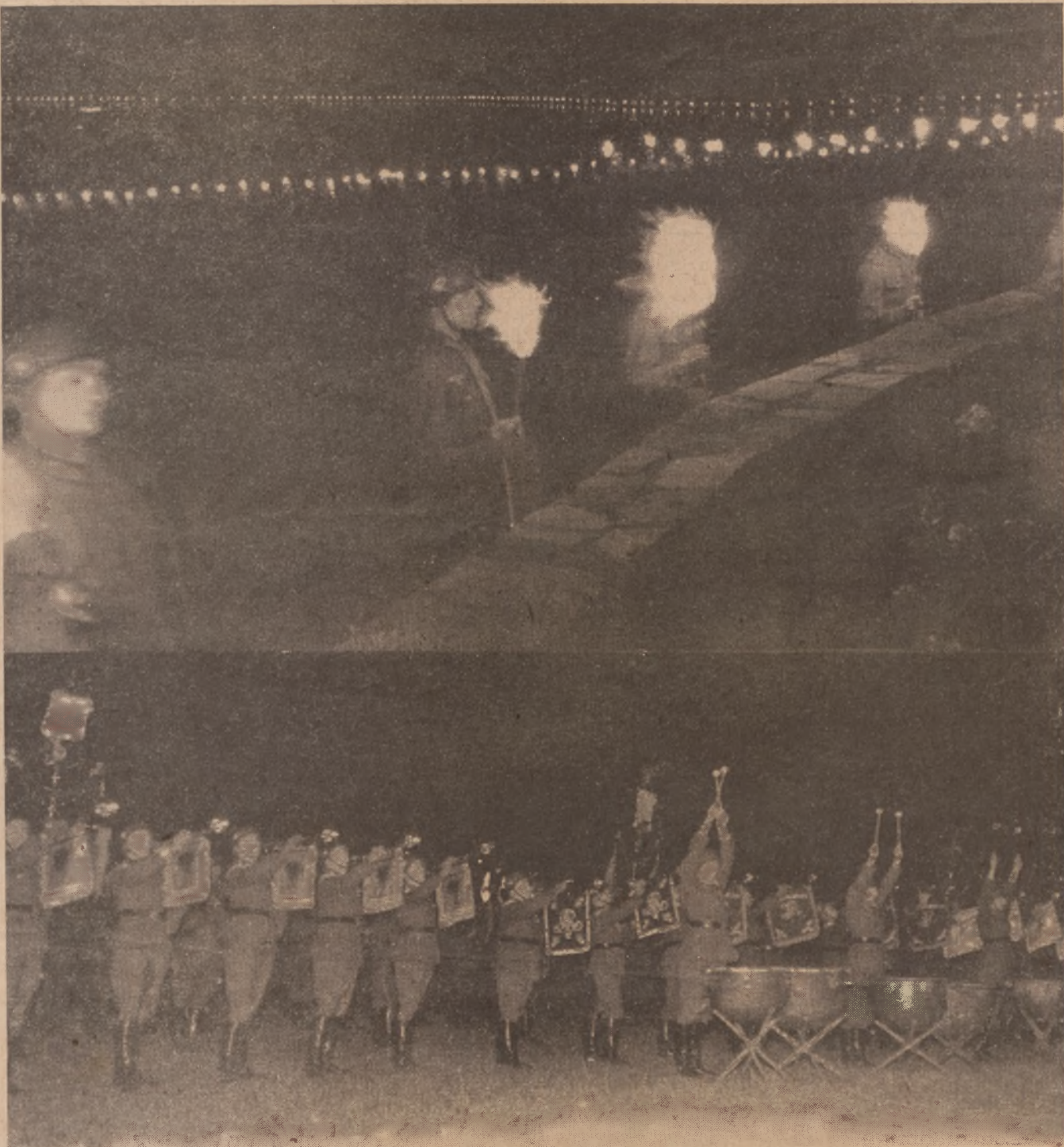
Soldatistische Festtage in Groß-Born

Während Europa von einer Kriegspsychose erfasst ist, während unverantwortliche Brunneng vergiften die wildesten Gerüchte in den Umlauf setzen und dadurch die politische Atmosphäre vergiften, besucht der ehemalige unbekannte Gefreite des Weltkrieges und Schöpfer unserer heutigen stolzen und starken Wehrmacht die verschiedenen Truppenteile, um sich persönlich von dem Geist und dem Können der Führer und Soldaten zu überzeugen. Wir Pommern sind stolz und dankbar, daß der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht unserem Truppenübungsplatz Groß-Born einen Besuch abgestattet hat. Das II. Armee-Korps erblickt darin eine Auszeichnung. Es waren herrliche und unvergeßliche Tage. Der Führer bei seinen Soldaten! Das, was er an Leistungen zu sehen bekam, entsprach hochgespannten Erwartungen. Die soldatistischen Festtage auf dem nach den neuzeitlichen Grundsätzen angelegten Truppenübungsplatz waren für alle Soldaten, die an ihnen teilnehmen durften, ein höchst eindrucksvolles und bleibendes nationales Erlebnis, das in einer vermehrten Kraftanstrengung seinen Niederschlag finden wird. Der pommersche Soldat gehörte stets zu den besten der preußischen Armee. Im heutigen deutschen Volksheer wird es nicht anders sein. Treue, Tapferkeit und lechte Einsatzbereitschaft im Dienste des Vaterlandes waren bisher die Haupttugenden der pommerschen Soldaten. Sie sind es auch heute und in alle Zukunft.

Wr.



Die Übungsleitung auf dem Feldberg



Der Große Zapfenstreich vor dem Führer; im Hintergrund der Pielburger See.



Der Führer nimmt vor dem Offiziersheim den Vorbeimarsch des Zapfenstreiches ab.

Hof + Feld + Garten

Cröllwitzer Truthühner sind erstklassig!

Mit Abbildung.

Als die Cröllwitzer Puten erzüchtet wurden, war das Ziel: äußerlich guter Eindruck und wirtschaftlich von hohem Wert. Das ist auch erreicht worden. Die Cröllwitzer sind sichere, ruhige und dabei zuverlässige Brüterinnen, die sich selbst wenn sie anfangs zögernd geflügelt waren, zwei- und wenn es sein muß, dreimal hintereinander dem Brutgeschäft hingeben. Als Führer erheben sie sich ihren Küken gegenüber über solche Putenmütter,



Zeichnung: Kasper (M.)

Die besonders schwer und dabei zumeist kappisch sind, was doch Verluste an Küken zur Folge hat. Bezüglich der Vegetativität nehmen sie es mit jeder Truthühnerart auf. Die Zahl der jährlich gelegten Eier schwankt von etwa 20 bei Jungbennen bis über 80 bei älteren Tieren. Der Geschmack dieser Eier ist vorzüglich; sie sind im wahren Sinne des Wortes „Brühstückseier“.

Die Cröllwitzer Puten zeichnen sich durch Schnelligkeit und Widerstandsfähigkeit aus. Das ganze Fleisch, das ihrer Masse in Menge eigen ist (wiegen doch zweijährige Hühner 10–12 kg. und gleichaltrige Fennen 8 bis 9 kg.), befriedigt beim Alt- und Junggeflügel auch den vornehmsten Feinschmecker.

Endlich muß noch gesagt werden, daß es für Landwirte gar keine besseren Mitbewerber zur Erzielung hoher Ernten gibt als die Cröllwitzer Truthühner. Sie sind unermüdlich im Vertilgen von Raupen, Schnecken und Würmern, aber auch Unkrautpflanzen und deren Samen lassen sie kaum aufkommen, wenn sie im Säbnerwagen auf die Felder gefahren oder darin getrieben werden.

Hohmann.

Wildschaden an Süßlupinen

Wildschaden an Freilandpflanzen von Garten- und hochwertigen Handelsagrarprodukten wird nicht erst, wenn die Verletzung von üblichen Schutzvorrichtungen unterbleiben ist, die unter gewöhnlichen Umständen zur Abwendung des Schadens ausreichen — so bestimmt Paragraph 47 des Reichsjagdgesetzes vom 3. Juli 1904. Wildschaden an Flächen, die mit den üblichen Kulturpflanzen des bäuerlichen Betriebes bestellt sind, wird aber erst, auch wenn keine Schutzvorrichtung angebracht worden ist. Denn unmöglich ist es, jedes Jagdgebiet, jeden Kartoffelfeld, einzusäuen. Werden für den bäuerlichen Betrieb neue Kulturpflanzen eingeführt, wie einmala die Kartoffel und heute die Süßlupine, so gibt es eine Anfangszeit, in der es auf jede Pflanze ankommt und alle Schädigungen, auch Wildschaden, ferngehalten werden müssen.

Als das Reichsjagdgesetz in Kraft trat, war diese Zeit für die Süßlupine noch nicht ganz vorbei. Darum ist sie damals von manchem zu den hochwertigen Handelsagrarprodukten gerechnet worden. Ein Handelsagrarprodukt im üblichen Sinne des Wortes, wie es manche Gewächse in Gärtnereien und Sonderkulturen sind, ist sie niemals gewesen, denn sie

Warum trägt unser Obstbaum nicht?

Wissenschaftliche Erkenntnisse und ihre praktische Anwendung.

Einer unserer bedeutendsten Forscher auf dem Gebiet der Blütenbiologie der Obstgehölze Dr. C. Nobel, Schweiz, berichtete auf dem 12. Internationalen Gartenbaukongress über den augenblicklichen Stand der Forschungsergebnisse bei den Befruchtungsverhältnissen unserer Obstarten. Diese sind nicht allein für den Obstbauer, sondern ebenso für den Kleingärtner und Siedler von großer Wichtigkeit. Da alle obigen Forschungen auf dem Wissen und den Methoden der reinen Botanik beruhen, wird unser Obstbaum um so erfolgreicher sein, je mehr er seine praktischen Maßnahmen auf einem Verständnis der Lebenszusammenhänge aufbaut.

So brachten die wissenschaftlichen Versuche der letzten Jahre wertvolle Aufschlüsse über die Fruchtbarkeit unserer Obstgehölze, die für die Praxis von großer Tragweite sind. Es wurde festgestellt, daß einige Birnen- und einzelne Apfelsorten Früchte ohne vorausgegangene Befruchtung ausbilden und deshalb samenlos sind. Diese sogenannte Jungfruchtbarkeit (Parthenokarpie) ist abhängig von der Sorte, dem Ernährungszustand des Baumes und von der Witterung. Wenn auch gelegentlich infolge Jungfruchtbarkeit Vollerträge mit Birnen und Äpfeln erzielt werden, so ist für die Obstbaupraxis kein Verlaß darauf, selbst nicht in wärmeren Gebieten, in denen einzelne Sorten sehr zur Jungfruchtbarkeit neigen.

Ausgangspunkt der Prüfung der Befruchtungsverhältnisse ist fast immer die Frage, ob die zu untersuchenden Sorten zu den Selbstbefruchtern gehören, oder ob sie auf die Befruchtung durch fremde Pollen angewiesen sind. Es gibt einzelne

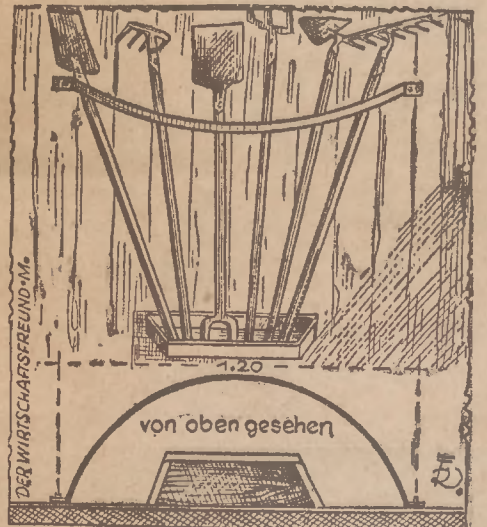
Pflärsche und eine ganze Anzahl von Pflaumensorten, die in ihren Blüten keinen Pollen entwickeln, also aus morphologischen Gründen sich nicht selbst befruchten können. Wichtiger ist jedoch die physiologische bedingte Selbststerilität, die auf der Tatsache beruht, daß die Pollenschläuche im fortenneigenen Griffelgewebe nicht wachstumsfähig sind. Sie ist allgemein verbreitet bei den Äpfeln, Birnen und Süßkirschen und kommt häufig vor bei Sauerkirschen, Hauspflaumen und Mandeln. Dagegen ist sie bei Aprikosen nur vereinzelt beobachtet und bei Pfirsichen und Quitten gar nicht nachgewiesen worden. Bei einigen selbststerilen Obstarten, namentlich bei Süßkirschen, tritt die Erschelung auf, daß Sorten mit vollwertigen Pollen sich gegenseitig nicht zu befruchten vermögen (Intersterilität). Diese Unfruchtbarkeit ist durch eine Verhinderung des Pollenschlauchwachstums im Griffelgewebe aller der gleichen Intersterilitätsgruppe angehörenden Sorten bedingt.

Ferner spielt bei den Äpfeln- und Birnensorten die sogenannte Pollensterilität eine große Rolle. Diese Sorten sind unfähig, irgendeine andere Sorte in genügendem Maße zu befruchten, weswegen sie nur im Gemisch mit normalpolligen Sorten erfolgreich angebaut werden können. Bei dem Vorkommen der unterchiedlichen Befruchtungsverhältnisse ist das Nebeneinanderpflanzen gleichzeitig blühender und sich gegenseitig befruchtender Sorten wichtig. Im allgemeinen ist zu empfehlen, nicht mehr als 2 bis 4 Reihen der gleichen Sorte nebeneinander und in der Anordnung so zu pflanzen, daß günstige Befruchtungsverhältnisse gesichert sind. Da die Sonne die wichtigste Pollenträgerin ist, muß dem Bienenflug größte Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Gute Aufbewahrung der Gartengeräte

Mit Abbildung.

Auch das Aufheben der Geräte kann zur Erleichterung der Gartenarbeit beitragen, wenn es zweckmäßig erfolgt. Jedes Gerät muß (ohne langes Suchen) schnell zur Hand sein. Oft ist es aber doch so, daß Spaten, Schaufel, Hacken usw. in die erste beste Ecke gestellt werden, überall und nirgends sind, und wenn man sie gefunden hat, erst unter einem Durcheinander kreuz und quer liegender Gerätschaften hervorgezogen werden müssen. Vielfach werden darum die Gartengeräte aufgehängt, indem an einem Längsbalken paarweise Holzpfähle angebracht werden, zwischen die man alles hängt. Das ist gut gemeint, kann aber nicht hindern, daß mitunter ein Teil herunterfällt und von



Nach Angaben des Verfassers gezeichnet von Kasper (M.)

möglich Menschen verlegt. Gewöhnlich hängen dann die Geräte auch übereinander, so daß immer ein umständliches Wegräumen nötig ist.

Am praktischsten dürfte es daher sein, alles so aufzustellen, daß der Griff der Geräte nach unten gerichtet ist. Es wird etwa 1 1/2 Meter hoch ein eiserner Bügel an der Wand, auch wohl in einer Ecke, angebracht, der halbkreisförmig ist, in der Ecke 1/4 Kreis nicht. 1 Meter unter dem Bügel befinden sich ein geräumiger Holzstall, etwa 10 Zentimeter seitlich, der zur Aufnahme der Stiele dient. Die Gerätschaften stehen also unten im Stall und lehnen oben gegen den Eisenbügel. Nur ist das Aussehen leicht. Ein herunterfallen ist ausgeschlossen. Zudem ist das Ganze, weil hoch angebracht, sehr wenig im Wege und läßt den ebenen Teil des Schuppens oder Stalles für anderweitige Verwendung frei. Die Abbildung zeigt die Einrichtung in der Vorderansicht und im Grundriß.

R. R.

Pflück- und Genußreife des Stein- und Kernobstes

Bei der Ernte des Stein- und Kernobstes müssen wir hinsichtlich der Pflückzeit einen Unterschied machen, je nachdem die Früchte für den Markt oder für den Hausgebrauch verwendet werden sollen. Wer sein Obst dem Markt zuführen will, wird es nie ganz vollreif ernten dürfen. Die Früchte würden selbst bei vorzüglichem Transport der Gefahr des Verderbens ausgesetzt sein. Für den Selbstverbrauch dagegen sollte man die Früchte voll ausreifen lassen, damit sie noch an Geschmack und Aroma gewinnen. Die Pflückreife des Kernobstes ist wohl allgemein bekannt. Wir erkennen sie an der Braunerfärbung der Äpfel- und Birnenkerne sowie am leichten Lösen der Früchte vom Fruchtstiel, der bei Beugen der Reife als eine fortkommende Schicht Fruchtstiel und Fruchtstiel voneinander trennt. Frühobst ist wegen seiner geringen Haltbarkeit zum baldigen Verbrauch bestimmt, hier fallen Pflück- und Genußreife dicht aufeinander. Bei den Äpfeln haben wir eine Menge früher Sorten, von denen der Weiße Klarapfel, Rosenapfel und Charlamowski am bekanntesten sind. Hier ist die Pflückzeit auch daran zu erkennen, daß die Grundfarbe der Schale vom Grünen ins Gelbliche übergeht. Zu zeitig soll man das Frühobst auf keinen Fall ernten, da dann die Früchte welken und geschmacklos bleiben. Dagegen verlieren sie bei zu spätem Abnehmen ihre Säure und werden mehlig. Sommerobst wird vorwiegend zum Rohgenuss, als Kompott, und zur Dörrobstherstellung verbraucht.

Herbst- und Winterobst nehmen einen mengenmäßig bedeutend größeren Raum ein als das Frühobst. Auch hier ernten wir, wenn die Früchte baumreif sind, d. h. wenn sich die Fruchtstiele leicht vom Baum ablösen lassen. Häufig begeht der Gartenbesitzer den Fehler, späte Winterbirnen bis nach dem Blattfall am Baum zu belassen, in der Annahme, daß dann die Früchte noch größer und saftiger würden. Dabei wird das Gegenteil erreicht. Zu spät gepflückte Birnen bleiben oft rübenartig und verholzen wegen des starken Wasserverlustes durch Verdunstung sehr leicht. Pflücken wir dagegen Spätkobst zu zeitig, so werden die Früchte und bleiben geschmacklos. Dauerobst ist in vollreifem Zustand hart und völlig ungenießbar. Die Genußreife tritt erst nach monatelanger Lagerung ein, die je nach Sorte zwei bis vier Monate dauern kann. Steinobst ist zur Lagerung nicht geeignet, da hier Pflück- und Genußreife zusammenfallen.

Hautpflege und Klauenschneiden

Ohne Sauerstoff im Blut keine Volleristung! Ein Drittel der Atmung geschieht aber durch die Haut. Solange es unseren Mitbürgern an Bewegung und frischem Grünfutter mangelt, sollte das Putzen regelmäßig durchgeführt werden. Denn durch das viele Putzen und die oft gasgeschwängerte Stallluft verschließen sich die Hautporen und müssen eben täglich wieder geöffnet werden.

Auch das Bürschschneiden der Klauen ist regelmäßig notwendig, weil sonst die Stellung der Gliedmaßen unnatürlich wird. Sie wird „fäbelbeinig“. Die Klauen können dann ohne Gelenksmerzen kaum noch stehen, halten das Gewicht des Kaulen nicht mehr aus und bilden auf der Weide — komische Figuren.

Das richtige Beschneiden der Klauen läßt sich der Stiebler ein paarmal zeigen, dann kann er es selber und spart sich auch die Unkosten, denn ein Neuhauser, der nicht alles irgendmöglichste selbst macht, hält trotz allen Staatsbeihilfen kaum durch. C. R.

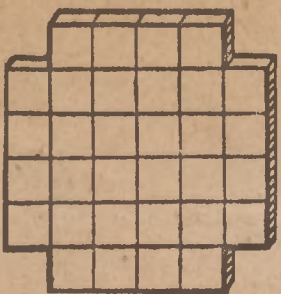
Rätsel-Ecke

Ein Irrgarten



Wer findet den rechten Weg, der von A nach B durch das Labyrinth führt?

Magische Figur

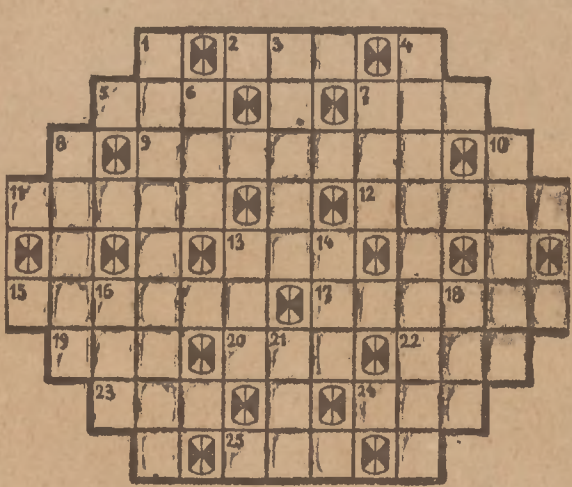


Die Buchstaben:

a - d - b - e - e - e - e - e - e - i -
f - f - f - f - m - m - r - r - r - r -
r - r - r - r - t - t - u - u - v - w - w

sind in die Figur so einzutragen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Wörter entstehen:
1. Bauhandwerker, 2. Briefumschlag, 3. Kalkstein, 4. Stadt an der Elbe.

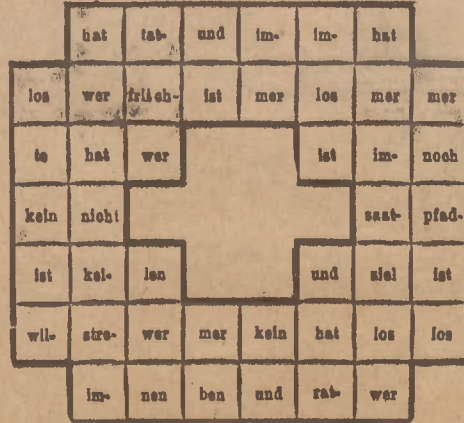
Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 2. Hörgarten, 5. Meeresbewohner, 7. Stadt in Belgien, 9. Alpensee, 11. heftige Kälte, 12. Nachkomme, 13. Kanton, 15. Arieztier (Mehrzahl), 17. Hausgerät, 19. Fisch, 20. Gotteshaus, 22. Dürftigkeit, 23. Fopperet (Mehrzahl), 24. alte Waffe, 25. Zahlwort.

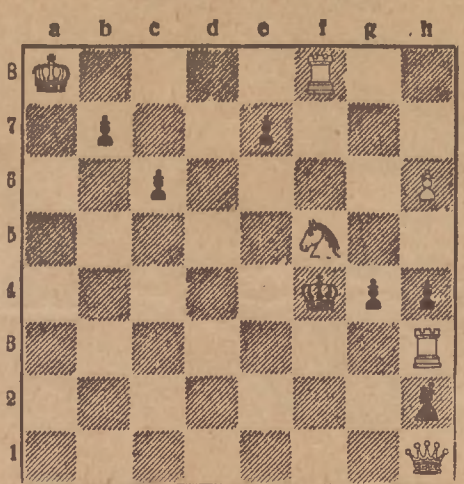
Senkrecht: 1. Vogel, 3. griechischer Dichter, 4. italienischer Bergzug, 6. fremde Münze, 7. Gewässer, 8. griechische Insel, 10. Andacht, 13. Bindewort, 14. Fluß in Thüringen, 16. Niederlag, 18. Einfahrt, 21. Zeit.

Rätselprung



Schach-Ecke

Schachaufgabe Nr. 88



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Hof + Feld + Garten

Rhabarberpflanzung im September!

(Mit 2 Abbildungen.)

Die beste Pflanzzeit für Rhabarber ist der September. Das zum Pflanzen bestimmte Land wird vorher 60 Zentimeter tief rigolt und (gegebenfalls) durch Untermischung von Kompost oder Torfmull verbessert. Die Pflanzen erhalten bei einer



Nach Angaben des Verfassers gezeichnet von Rasper (M.)

zusammenhängenden Rhabarberpflanzung Abstände von 1x1 Meter. Man könnte zwar auch den Rhabarber durch Ausfaat vermehren, jedoch sind Teilpflanzen immer vorzuziehen, da sie ja die guten Eigenschaften der Mutterpflanze haben. Bei den Teilpflanzen muß man darauf achten, daß jede Pflanze mindestens einen Keim hat.

Als besonders ertragreiche Sorten sind außer den beiden altbekannten „Amerikanischen Riesen“ und „Königin Viktoria“ auch die schon vorzüglichen Rhabarberforten „Emsfeuer“, „Hollsteiner Blut“ und „Hoher Mut“ besonders zu empfehlen. Die vorzüglichen Rhabarberforten haben nur wenig Säure und brauchen daher als Kompott nur ganz geringe Zuckermengen. Die im September gesetzten Rhabarberpflanzen wurzeln bis zum Einbruch des Winters noch gut an und treiben dann bereits im nächsten Frühjahr wieder kräftige Blattstiele, während die erst im Frühjahr gepflanzten Rhabarberpflanzen bedeutend schwächer bleiben. Eine Verpflanzung und Teilung der alten Rhabarberstauden muß alle 6-7 Jahre erfolgen, da die Blattstiele immer schwächer werden, wenn die Stauden zu lange an einer Stelle stehen.

Gartenmeister Karl Erwig

Wichtige Küchenkräuter für die Herbstausfaat

Auch im kleinsten Garten dürfen einige Küchenkräuter nicht fehlen, zumal sie in Bezug auf Standort und Bodenverhältnisse gar nicht wählerisch sind. Sie nehmen mit jedem kräftigen Gartenboden vorlieb. Durch Küchenkräuter können vor allem auch die Gemüsegärten wirtschaftlich besser ausgenutzt werden.

Die Auswahl an Küchenkräutern ist reich; es sollen hier nur kurz die wichtigsten für die Herbstausfaat erwähnt werden: Borretsch oder Gurkenkraut, Dill, Gartenfenchel, Kerbel, Schnitt Petersilie, Schnittsellerie, Senf und Waldmeister.

Die Küchenkräuter haben in heutiger Zeit wieder erhöhtes Interesse gefunden. Ein vermehrter Anbau ist allein schon deshalb nötig, um diese Drogen nicht aus dem Ausland einführen zu müssen. Ein bejodetes Bläulichen ist sicher in jedem Garten zu finden.

Gartenbauinspektor R.

Belichtung und Belüftung von Stallungen

RD. Für die Durchführung der Verordnung über die Belichtung und Belüftung von Stallungen landwirtschaftlicher Betriebe weist der Reichsarbeitsminister darauf hin, daß bei der mit der Verordnung verbundenen baulichen Verbesserung der bestehenden Stallungen in besonderem Maße Rücksichtnahme auf die Verhältnisse des Einzelalles geboten sei. Dementsprechend räumen auch die Ausführungsbestimmungen den Baupolizeibehörden für die Entscheidung über die im Interesse des Feuer- und Gesundheitsschutzes zu stellenden Anforderungen weitesten Ermessensspielraum ein. Grundbaß der Handhabung der Ermessensfreiheit muß sein, soweit irgend möglich die notwendigen Verbesserungen zu erreichen, ohne andererseits je-

Hochsommerfütterung der Ziegen

Die Ziege liebt Abwechslung im Futter. Das entspricht der ganzen Natur des Tieres, das am liebsten auf bergigen Höhen umherstreift, und hier und dort ein Büschchen, einige Kräuter oder die Zweige einer Heide abrupft. Keineswegs sind typisch machende Gräser ein beliebtes Ziegenfutter, denn sie sind wohl reich an Flüssigkeit, aber arm an Nährstoffen. So viel wie möglich soll der Ziegenhalter auch bei ausschließlicher Stallhaltung das berücksichtigen.

Auf magerem Boden (besonders kalkhaltigem) gewachsene Pflanzen eignen sich am besten als Futter für unsere Ziegen. Somit stehen alle sogenannten Kalkpflanzen in erster Linie: Spargel, Iodann Luzerne und alle Kleearten. Jeder Ziegenhalter sollte darum ein Stück Land zum Anbau für diese Pflanzen vorziehen. Ferner sind alle Grasarten, die auf mehr magerem Boden gewachsen sind, als Ziegenfutter vorzüglich geeignet. Immer ist es gut, wenn darunter Schafgarbe und Kummel sich vorfindet; denn diese Würzkräuter fördern die Verdauung und wirken vorzüglich auf die Verdaulichkeit. Die Gräser an viel befahrenen Landstraßen die meist vom Straßenstaub stark verunreinigt

sind werden von den Ziegen ungern gefressen und können sogar die Gesundheit gefährden, dagegen ist das Gras von Feldrainen, Koppelwegen, Eisenbahndämmen, Waldwegen und -wegen, überhaupt von Landstücken, die abseits vom Straßenverkehr liegen, als Ziegenfutter vorzüglich geeignet.

Junge Zweige von Hecken und Bäumen werden gern genommen, ebenso Ranken und junge Pflanzen von Erdbeerbetten sowie vom Weinstock. Mitunter sind die Kartoffelfelder reich an sogenannten Unkräutern die ausgeraut werden und sich gut zu Fütterung an Ziegen eignen. Später werden, allerdings nur als Abwechslung, Rübenblätter und das Kraut von Möhren als Ziegenfutter verwendet. Im Spätherbst sind diese oft gefroren und die Verfütterung ist dann zu vermeiden. Gräser, die an stark verschatteten Stellen wachsen, sind infolge des Lichtmangels arm an Nährstoffen und darum wertlos. — Die Hauptsache ist, daß alles Grünfutter möglichst frisch eingebracht und verfüttert wird. Mit zunehmendem Wachstum werden Kräuter und Gräser härter, und die Ziege muß nur noch die zarteren Teile heraus, tritt dagegen viel in den Mist. Dann ist es Zeit, diese für den Winterbedarf zu trocknen.

doch die erforderliche Rücksicht auf die Feuergefährlichkeit und die Befange des Nachbarn außer Acht zu lassen. Ein Uebermaß von Auflagen würde dem Ziel der neuen Regelung nicht entsprechen. Für die Auflagen aus Gründen des Nachbarnschutzes ist daher den Baupolizeibehörden ausdrücklich zur Pflicht gemacht, Schutzvorkehrungen nur insoweit zu fordern, als die Einrichtungen nach den Verhältnissen des Einzelalles erforderlich sind, um eine notwendige Erhöhung der Feuergefährlichkeit zu erreichen oder um nachteilige Auswirkungen auf das Nachbargrundstück abzumildern oder zu beseitigen. Etwas landesrechtliche Vorschriften, die einen weitergehenden Schutz vorschreiben, müssen demgegenüber zurücktreten.

Der „Benloer Butterkopf“

Ist eine ausgezeichnete Kopfsalatorte sowohl für die Sommer- wie auch Herbstzeit; er geht auch unter dem Namen „Kürbisenkraut“ womit seine große Widerstandsfähigkeit gegen Hitze gekennzeichnet werden soll. Es ist eine holländische Sorte und bei den holländischen Marktgemüsegärtnern sehr beliebt. Aber auch in Westdeutschland wird diese Sorte viel angebaut besonders in der Achener Gegend. Die Farbe des großen festen Kopfes ist gelbgrün. Diese Sorte hat die Eigentümlichkeit, daß sie nicht verplatzt zu werden braucht. Man läßt sie also recht dünn auf das Ständebett und verzehrt nachher im gegenseitigen Abstände von etwa 20-25 Zentimetern.

Wenn allerdings behauptet wird, daß sich die verpflanzten Setzlinge dieser Sorte nicht zu festen Köpfen entwickeln würden, so stimmt dies mit meinen jahrelang gemachten Beobachtungen nicht überein. Wohl ist die Ernte dieser verpflanzten Setzlinge naturgemäß etwas später, aber das ist für den Gartenfreund nur ein Vorteil.

Herpers.

Erdbeerpflanze im Nachsommer

Gewöhnlich steckt man vom Sommer an so tief in der Gartenarbeit, daß die Erdbeerpflanze nach der Ernte einfach liegen bleiben und erst im Herbst geäußert und gelodert werden. Eine bequeme Ausrede ist auch die, daß eine Säuberung von Unkraut nicht lange vorhält und die Gänge den Sonnenstrahlen dann schützens preisgegeben seien. Und doch ist eine Nährstoff-Anreicherung nach der Ernte genau so wichtig wie beim Spargel, ja vielleicht noch wichtiger. Denn der Spargel ist von Niederlagen weitgehend unabhängig, die Erdbeere aber eine halbe Wasserpflanze und ihre Ernte dauert meistens nur solange, bis die Blätter vor Trockenheit auseinanderfallen und die Früchte so klein und hart werden und so fest am Stiel hängen, daß ein Einjammeln zu einer Geduldsprobe wird.

Darum müssen die Erdbeeren nach der Ernte Stallmist bekommen, der den Regen festzuhalten vermag, und von Ende August an gibt es Kali und Phosphorsäure, möglichst an einem Regentage. Die Erdbeerpflanze wollen nicht nur im Herbst von der Luft leben, sondern Nährstoffe aufnehmen machen und den nächstjährigen Ertrag vorbereiten.

Darum unterlasse man möglichst auch eine Zwischenanwendung, die nur die Sanfterhaltung der Gänge erschweren. Mit dem Aufhören des Wachstums wird dann noch ein letztes Mal mit dem Handgrubber durch die Reihen gefahren und darauf die lockere Erde mit strohigem Pferdeboden abgedeckt. Nun kann der Winter kommen! Keine Pflanze ist so dankbar für Bodenbedeckung, ja für jede Arbeit überhaupt, wie die Erdbeere; sie kann außerordentliche Erträge ergeben, die (wie wir doch alle wissen) schönes Geld abwerfen. Unsere Erdbeere ist eben eine typische Intensivfrucht! Dipl.-Landw. R.

Leistungszucht!



Steigere die Wollerzeugung durch Zuchtwahl!

Warum stippige Äpfel?

Die Stippigkeit rührt nicht von tierischen oder pflanzlichen Erregern her, sondern stellt eine Art Selbstvergiftung des Fruchtfleisches dar. Daher auch der bittere Geschmack der braunen Flecken. Eigentliche Ursache ist Wassermangel. Deshalb befinden sich die Stippen auch meist am Ende von Wasserleitungsbahnen.

Kann man also bei Dürre nicht genügend Wasser heranschaffen, so vermeide man wenigstens einseitige Fäulegaben, überhaupt Stickstoffüberdüngungen, sondern gebe lieber die mineralischen drei Grundstoffe: Kali, Phosphor und Kalk.

Besonders anfällig sind: Kanada-, Orange-, Garberts Renette, Reibel, Nordhausen, beide Stettiner, Bostoph, Goldparmane, Eilisch, Danziger Kant u. a.

Jauche für Obstbäume?

Wenn man nur vom Frühjahr bis zum Hochsommer jaucht und nur Bäume, die ihr größtes Wachstum schon erreicht haben dann dürfte eine solche Nährstoffzufuhr nichts schaden. Anders aber mit jungen Bäumen, die schon von sich aus normal wachsen: hier kann es leicht zu Empfindlichkeitsstörungen kommen, die sich später in Gummihaftigkeit äußern, erkennen lassen. In solchem Falle gebe man die Jauche lieber dem Verecknis, das sehr dankbar dafür ist.

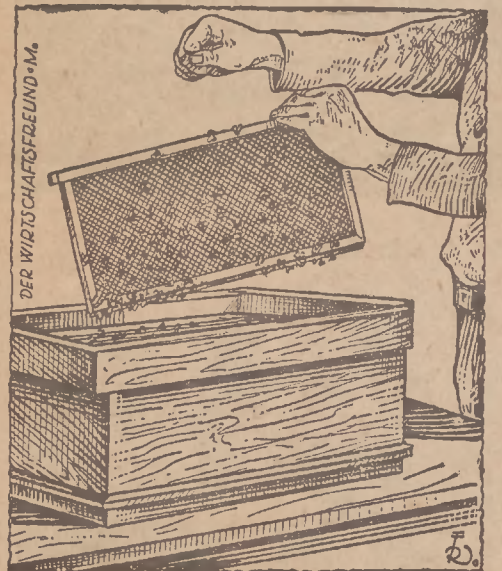
In Süddeutschland spielt die Gülle-Wirtschaft eine große Rolle. Hierbei ist die Jauche veragert und mit so viel Wasser verdünnt worden, daß sie einen anderen Namen bekam. Der süddeutsche Bauer schöpft auf seine Gülle und die Erfolge geben ihm recht.

Das Abschlagen der Bienen von den Waben

(Mit Abbildung)

Nach einem Photo des Verfassers gezeichnet von Rasper (M.)

Die Notwendigkeit dieser Arbeit tritt im Betriebe öfters auf, z. B. bei der Bildung von Rumpfwärmen, bei der Bereinigung von Wältern, vor allem aber beim Schleudern. Der mit Bienen besetzte Rahmen wird dabei mit der linken Hand über einen leeren Kasten (oder Korb) gehalten und mittels eines ruderartigen Faustschlages der Rechten von den Bienen befreit. Diese Ar-



beit läßt sich bei einiger Übung leicht ausführen, nur darf sie nicht gerade angewendet werden, wenn die Wabe ungedeckelt, frisch eingetragenen, unreifen und dadurch sehr wasserreichen Honig enthält. In diesem Falle würde ein Teil ausprägen und Bienen und Kasten befeuchten. Räumerei der Bienen untereinander und Beschädigung von Ameisen und anderen Schmarotern würden sich bald einstellen. Bei solch dünnflüssigem Honig befeuchten wir uns damit, daß wir die Bienen mittels einer starken Gänsefedel abkehren. Wenn wir diese vor Gebrauch in kaltes Wasser tauchen, werden Bienenstiche zur Seltenheit werden. S. W.

Paprika, von deutschen Gärtnern gezogen

RD. Gärtnereischer Züchterfleiß, ein hohes fachliches Können und ein großes Maß an Geduld, alle diese Tugenden müssen dem Gärtner zu eigen sein, der mehr als Durchschnittliches leisten will. Mit diesen Eigenschaften ist es dem deutschen Gärtner auch gelungen, aus Böhmen, die sehr viel zu wünschen übrig ließen, beachtliche, ja geradezu aufsehenerregende Leistungen herauszuholen. So gelang es in der Südböhmischen Reichs-, an der Bergstraße und in der Haardt, den Erwerbsgärtnern, das Mandelbäumchen, die echte Rastante (Warone) und den Feigenbaum klimafest und ertragreich zu machen. Nun haben dort deutsche Gärtner mit dem Anbau von Gemüsesorten begonnen, die sonst nur im Süden zu finden sind. Man verfolge es außer mit Auberginen, den sogenannten Eieräpfeln, mit Fenchel, einer als Gemüse wohl schmeckenden Art des römischen Fenchels, und schließlich auch mit Paprika. Die vorjährige Paprikasernte war bereits recht ansehnlich. In diesem Jahr werden bereits zwei Millionen Paprikastauden heranwachsen. Eine Tatsache, auf die wir mit einigem Stolz verweisen können, wenn in Kürze die Teilnehmer am 12. Internationalen Gartenbau-Kongress, der vom 12. bis 17. August in Berlin tagt, einen Überblick vom deutschen Gartenbau gewinnen wollen.

Anfrage Siedler R.-Z. Mir hat die Spargel-Fliege großen Schaden in meiner Spargelkultur gemacht. Kann man schon im Herbst eine Erfappflanzung vornehmen?

Antwort: Anfang September, möglichst frisch und mit recht langen Wurzeln verpflanzt, wächst der Spargel leicht an, wenn es an Wasser nicht fehlt, Unkraut und Spargelfliege dagegen kurzgehalten werden. Die Spargelfliege läßt sich morgens oder abends zwischen den Handflächen zerdrücken. Man muß allerdings flink sein. Auch ein Niederwerfen mit einer Handball Erde und schnelles Zerdrücken kann versucht werden, wenn sie tief sitzt.

Trifft die Luft vor Brandgefahr!



Halte die elektrischen Anlagen in Ordnung!

(Zeichnung: Hahn.)

Erdbeeren – den ganzen Sommer

RD. Mitte Juli ist die Erdbeerzeit vorüber. Nur wenige späte Sorten bringen noch einen geringen Ertrag. Es gibt aber eine Möglichkeit, die Erdbeerernte bis in den November hinein zu verlängern, nämlich durch den Anbau von Monatserdbeeren. Diese Art hat nichts mit unseren gewöhnlichen Erdbeersorten, die aus Kreuzungen amerikanischer Wildformen entstanden sind, gemein, sie ist vielmehr durch züchterische Arbeit aus den Waldbeeren entwickelt worden. Ihre Früchte sind verhältnismäßig klein, sie haben aber ein bedeutend feineres Aroma als die der gewöhnlichen Sorten und sind außerordentlich reichtragend. Man unterscheidet rankende und nichtrankende sowie gelb- und rotfruchtige Sorten. Rankenlose sind „Baron Solermacher“ und „Nägen“, rankende „Ruhm von Döbelitz“ und „Schöne Meißnerin“. Die Monatserdbeere wird zweijährig angebaut. Sie stellt an Boden und Lage geringe Ansprüche, dagegen muß bei anhaltender Trockenheit für die nötige Bewässerung gesorgt werden. Mehrere schwache Vollbürgergaben im Sommer fördern Wachstum und Fruchtanfang. Rankenlose Sorten pflanzt man gern als Wege- und Heckenbegrenzung. Rankende Sorten werden zum Begrünen von Böschungen sowie als Vorpflanzung vor Gehölzgruppen verwendet. In größeren Gärten läßt man sie auch verwildern. Sie bilden hier bald einen dichten Erdbeerstrauch – die Freunde der Kinder. Monatserdbeeren werden durch Ausfaat vermehrt. Da bei ihnen keine großen Ansprüche an Sorteneinheit gestellt werden und die Früchte der aus Samen gezogenen Pflanzen fast sortenrein sind, ist eine Anzucht aus Samen für den eigenen Bedarf durchaus möglich. Die Ausfaat erfolgt bald nach der Ernte und muß gleichmäßig feucht und nach dem Auflaufen auch unkrautfrei gehalten werden. Die jungen Pflänzchen verstopfen wir im September. Im März werden die Pflanzen dann auf ihren endgültigen Standort gepflanzt.

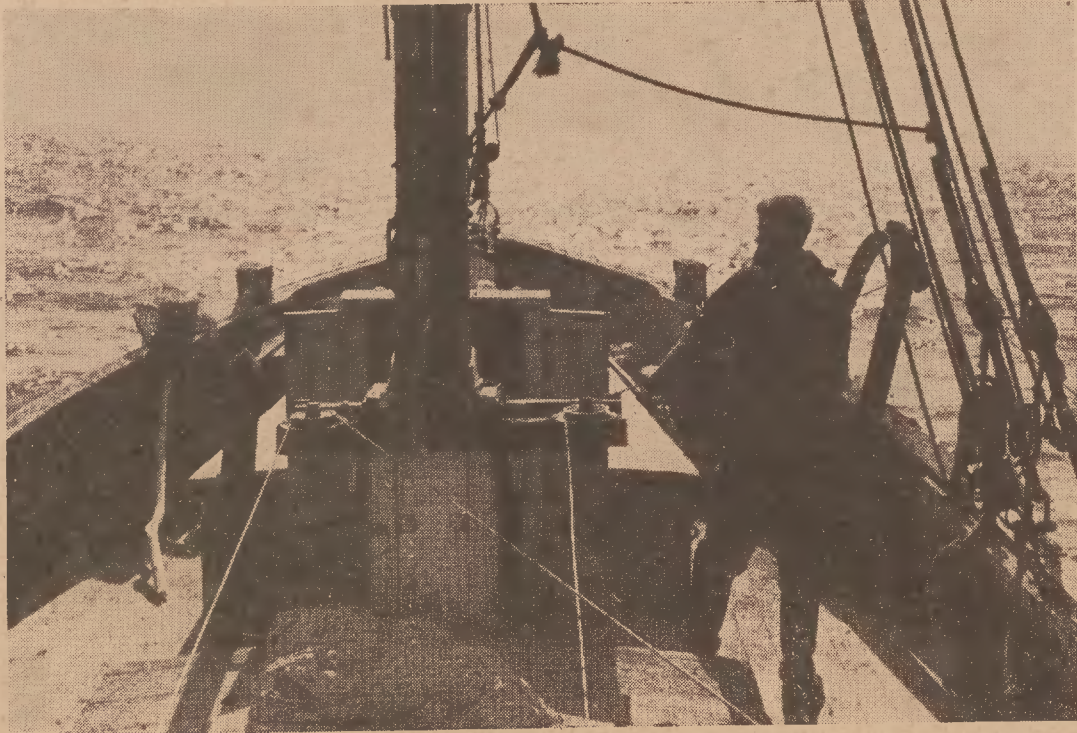


GEHÖRT IN STALL UND SCHEUNE NICHT

(Zeichnung: Suetter.)



Ein Kutter fährt vorüber



Sonnenaufgang auf hoher See

Mit Stolpmünder Kuttern auf Fischfang in der Ostsee



Der Fang wird an Bord geholt



Nach jedem Fang wird das Netz gereinigt

Text und Aufnahmen:

Karl Dronste



Die Winde zieht das Netz heran



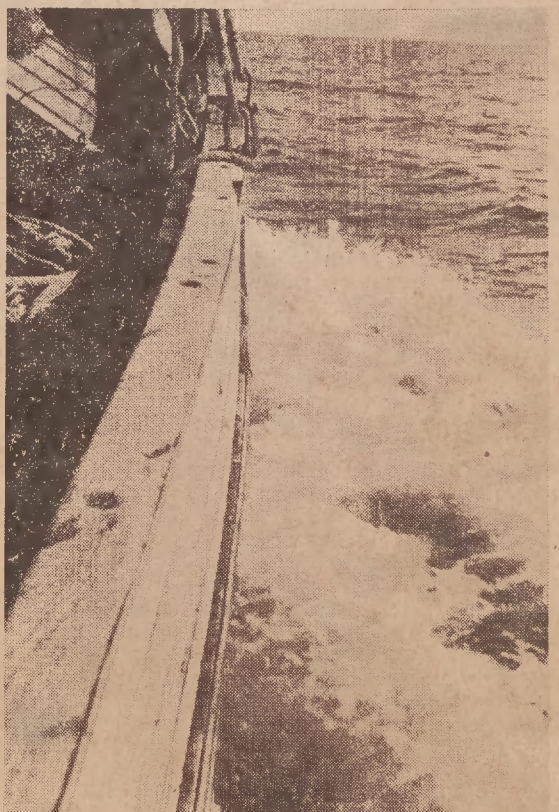
Das Ergebnis eines Fischzuges



Auf der Heimfahrt werden die Netze geflickt



Die Scherbretter kommen an Bord



Dem Heimathafen entgegen

sen. Aber die Männer der See sind mutig, kampferprobt und können der Gefahr ins Auge sehen; es sind Männer, die sich aus der Einsamkeit nichts machen. Wer im Binnenlande zu Mittag seinen Fisch auf dem Teller hat, der möge auch einmal daran denken, in welchen Gefahren der Fischer täglich schwebt und wieviel Entbehrungen und Enttagungen mit dem Einbringen dieses wichtigen Volksnahrungsmittels verbunden sind.



Beim Sortieren der Flundern

Als wir dieser Tage am Stolper Fischmarkt vorbeikamen und die schönen dicken Flundern sahen, tauchte plötzlich der Wunsch auf, einmal dabei zu sein, wie diese schmackhaften und begehrten Fische gefangen werden. Dem Wunsch folgte auch bald die Tat. So standen wir denn auch eines Abends am Stolpmünder Fischereihafen mit der festen Absicht, eine Fahrt mit der Kutterflotte auf die hohe See mitzumachen.

Eine Seefahrt ist immer ein wenig romantisch, vor allem aber gerade dann, wenn sie mit einem kleinen Fischkutter durchgeführt wird und nachts zwischen 12 und 1 Uhr beginnt. Das ist etwa die Zeit, in der die Kutterflotte stets auf Hochseefang hinausfährt. Es geht dann in vielstündiger Fahrt bis ins Bornholmer Becken, bis zur Mittel-Bank oder zur Stolpe-Bank. Das sind die drei wichtigsten Fanggründe für unsere Stolpmünder Fischer, in denen sie in harter Arbeit dem Meere die wertvollen Nahrungsmittel abringen. Die Fangergebnisse sind sehr gering. Oft ist es so, daß ein Fischkutter nach fast 24stündiger Fahrt nur wenige Duzend Pfund Flundern heimbringt. Hat ein Fischkutter einmal zwei bis drei Zentner und darüber gefangen, dann wird das schon als ein gutes Ergebnis bezeichnet. Im Vergleich zu früheren Jahren allerdings waren solche Fänge die kleinsten.

In dem Tage, als wir mit den Fischern hinausfuhren, lag noch kurz vor 12 Uhr der Fischereihafen still und verträumt da. Ein sternüberfüllter Himmel wölbte sich darüber. Im Südwesten stand in mittlerer Höhe der Vollmond, der sein fahles Licht über das Wasser goß, so daß es dann und wann wie Silber glitzerte. Im Hintergrund hoben sich die unzähligen Masten mit dem Tauwerk als dunkle Silhouetten vom Nachthimmel ab. Auf diesem und jenem Boot hingen Netze ausgebreitet, mit denen ein leichter Abendwind spielte. Die etwas unheimliche Stille wurde ab und zu vom Glucksen des dunklen Hafenwassers unterbrochen.

Als die Stolpmünder Kirchturmuhre die Mitternachtsstunde ankündigte, kam langsam Leben in den Fischereihafen. Die Fischer begaben sich, nachdem sie sich entschlossen hatten, zur Stolpe-Bank zu fahren, an Bord. Die Dieselmotoren wurden angeworfen und ein Boot nach dem anderen fuhr aus dem Hafen in Richtung Nordost auf die hohe See.

Wir befanden uns an Bord des Sto. 28 und fuhren mit den letzten Kuttern hinaus. Leicht be-

wegt war die endlose Wasserfläche vor uns. Ein herrliches Bild war es, das sich uns hier drauhen bot. Weit vor uns, fast am Horizont schon, stand die Lichterspur der vorausfahrenden Kutter. Klein und kleiner wurden die Lichter von Stolpmünde, bis sie schließlich ganz verschwanden. Nach vielstündiger Fahrt kamen wir in die Nähe der Dampferroute. Hellerleuchtete Dampfer fuhren in nicht zu großer Entfernung an uns vorüber und weiter nach Westen oder Osten. Ein eigenartiges Gefühl ist es, wenn nachts auf dem Meere sich Schiffe begegnen, die alle ein bestimmtes Ziel verfolgen. Manchmal geht vielleicht von Bord zu Bord ein stummes Grüßen. Der Mond, der von der Bordwand bis zum Horizont einen leuchtenden Streifen legte, blieb bis zum Morgen unser Gefährte.

Glutrot und zauberhaft schön glitt am Morgen die Sonne über den Wasserrand. Kurze Zeit später begann dann das Fischen, das bis zum Spätnachmittag dauerte. Die Kutter legten sich quer zur Fahrtrichtung und warfen die Netze aus. Einen Augenblick schwimmt das Netz, von den Rorkstücken am oberen Rande getragen. Es versinkt dann langsam, weil es die Bleistücke am unteren Rande hinabziehen. Die Stahltröfchen straffen sich und der Kutter beginnt langsam seine Fahrt. Das Netz wird etwa 300 Meter hinter dem Kutter hergezogen, und zwar auf dem Grunde des Meeres, das hier vielleicht 20—30 Meter tief ist. Zwei Scherbretter zu beiden Seiten des Netzes dienen dazu, das Maschenwerk richtig zu entfallen. Nach etwa zweistündigem Schleppen wird das Netz wieder eingeholt und sein Inhalt, kleine und große Flundern und Dorsche, auf dem Kutter entleert. Die Flundern werden von Schlamm und Kraut befreit, nach der Größe sortiert und in Kisten verpackt. Im Laufe des Tages wiederholen sich diese Fischzüge mehrere Male. Immer wieder gehen die Netze über Bord, immer wieder straffen sich die Leinen und freischen die Winden, wenn das Netz eingeholt wird.

Die Kutter begannen ihre Heimfahrt, als die Sonne schon ziemlich tief im Westen stand. Auch das Ergebnis dieser Fahrt war nur gering, so daß auch der Verdienst der Fischer nur mäßig ausfiel. Nicht immer scheint die Sonne beim Fischfang und nicht immer ist die Wasserfläche ruhig. Oft müssen die Netze bei grober See ausgeworfen werden. Bei Sturm und schlechtem Wetter ist die Arbeit des Fischers besonders hart und anstrengend und tagelang ist er manchmal von der Umwelt abgeschloß-

Hof + Feld + Garten

Gräser für die Geflügelweide

(Mit 6 Abbildungen.)

1. Deutsches Weidelgras. Im blühenden Zustande erkenntlich an seiner zierlichen, flachen Ähre auf geradem Stängel; außer der Blütezeit an dem rötlichen Grunde des Stängels und den kleinen Klauen am Grunde der Blätter, die oberseits mattgrün und unterseits glänzend sind. Der Samen ist groß, 5-8 Millimeter lang, bootförmig, unten abgeflacht. Es ist eins der besten Gräser, da es schnell wächst und ausdauernd ist.
2. Wiesentripengras. In der Blütezeit erkennbar an der ausgebreiteten Ähre mit waagrecht liegenden Zweigen und dem eiförmigen Blütenstand am Ende. Das Gras hat kurze, weiche Wurzelstöcke unter der Erde, der Halm ist flach, die Spähen der Blätter sind bootförmig. Die flachen Samen sind klein, 1-2 Millimeter lang. — Sehr nützliches Gras für trockenen Boden, das guten Rasen bildet.
3. Rammgras. Sogleich zu erkennen an den kammartigen Ähren, die an ziemlich dicken Stängeln stehen.



Zeichnung: Kasper (M)

Wächst niedrig, die Blätter erscheinen etwas aufgerollt. Samen von sandgelber bis brauner Farbe, rauh, mit scharfer Spitze, 3-4 Millimeter lang. Auf frischem Boden ein sehr gutes Gras für Federvieh, bleibt im Winter grün, besonders gut als Untergras, gedeiht jedoch nicht in jedem Boden.

4. Strauchgras. Hat eine sehr feine, weit ausgebreitete Ähre, die sich erst spät ausbildet; die winzigen bräunlichen Blüten wirken wie ein Schleier bei stärkerem Aufwachsen. Es hat Ausläufer über der Erde, durch die es sich ausbreitet. Blätter dünn und spitzig ohne Mittelrippe, im ganzen recht glatt erscheinend. Samen klein, 1-2 Millimeter lang. Dieses Gras ist ein ausgezeichnetes Rasengras; es bildet gewissermaßen die übrigen Pflanzen zusammen und hält sich sehr gut.

5. Roter Schwingel. Die Ähre zeigt feine Grannen an der Spitze. Die Grundblätter sind schmal und recht fest, die am Stängel sind breiter. Samen 4 Millimeter lang mit Granne, die Hülse unten gerundet. Ein ausgezeichnetes Rasengras, erhebt sich nach dem Vertreten rasch wieder, vom Geflügel bevorzugt.

6. Weizklee. Man erkennt ihn an seinem kriechenden Stängel; Blätter und Blüten sind langgestielt, die Blätter herzförmig. Die Saat ist gelblich braun, etwa 1,5 Millimeter groß, nicht mit der weit größeren des Kleeblatts zu verwechseln. Wenn der Klee in der Weide erhalten bleibt, so hat er besonderen Wert durch seinen hohen Stoffgehalt.

Obstzüchter, achtet auf den Weidenbohrer!

In den letzten Jahren hat der Weidenbohrer in den Obstanlagen stärkere Verbreitung gefunden. Sein Name läßt vermuten, daß er nur Weiden und anderes weiches Holz (Pappel) befallt; in Wirklichkeit bohrt er alle Holzarten und damit auch die Obstbäume an. Selbst Gliederbäume sind nicht vor ihm sicher.

Der Weidenbohrer ist ein bis zu 9 Zentimeter langer graubrauner Nachtfalter, der im Juni-Juli zur Eiablage schreitet und zu diesem Zweck Wundstellen an Stamm und Ästen bevorzugt. Die Eier entwickeln sich rasch und überwintern im ersten Jahre geflügelt unter der Rinde. Sind sie erst größer geworden, so bohrt jede Raupe mit Hilfe ihrer am Kopf befindlichen Beißwerkzeuge einen oder mehrere Gänge in den Stamm oder in stärkere Äste. Das Holz wird zu „Bohrmehl“ zerhackt, das mit dem überfließenden Saft vermischt und aus dem Einbohrloch hinausgeschleudert wird. So findet man bei Befall neben dem auf sichbaren Bohrloch unten am Stamm das bräunlich aussehende Bohrmehl — ein untrügliches Merkmal für das Vorhandensein der Raupe des Weidenbohrers. Sie ist rotbraun gefärbt, did und wird 8 Zentimeter lang, stellt also ein starkes Exemplar von

Ist die Dreschmaschine in Ordnung?

Von Dipl.-Ing. B. Hermann, Berlin

Machen Sie sich bitte einmal die Mühe, kriechen Sie in die Maschine hinein, stellen Sie den Korb beiderseitig auf und messen Sie den Abstand zwischen Korb und Schlagleisten über die ganze Länge. Mancher wird da sein blaues Wunder erleben, denn nicht in allen Abständen zeigen sich Unterschiede von 10 bis 20 Millimeter Abstand zwischen Trommel und Korb. Selbstverständlich kann ein solches Dreschorgan keine saubere Arbeit leisten; unsauberer Dross und Körnerbruch sind die Folgen. Weiterhin unterzeuge man auch die Schlagleisten. Bei manchen Maschinen sind sie so weit abgearbeitet, daß man kaum noch die Rippen erkennen kann, und auch die Korbleisten sind rund gearbeitet und müssen nachgeschärft werden. Bei vielen Körben können die Korbleisten umgedreht werden, wenn sie auf einer Seite abgearbeitet sind. Sehen Sie sich auch Ihre Abwurfschnecke an. Häufig ist es so mitgenommen, daß es einer Spitzengardine ähnlicher sieht als einem Wech. Achten Sie auch darauf, daß die Spitzengardine und Aufhängeklappen in Ordnung sind. Häufig geben Körner dadurch verloren, daß diese Aufhängevorrichtungen mangelhaft sind. Die Schüttlerbeläge und das Kurzstroh- oder Reuterfieb sind auch sehr oft ausbesserungsbedürftig, wie überhaupt alle Holz- und Weichteile einer genauen Durchsicht unterzogen werden müssen. Sehen Sie sich auch die Schüttlerlager an und ihre Lagerstellen auf der Schüttlerwelle; namentlich bei älteren Maschinen mit Staufferfettungsmischung findet man häufig ausgearbeitete Lager und unrunde Wellen. Für die Siebläusen müssen ebene, ausgebaute Siebe vorhanden sein, und der Sortierzylinder ist auf seine Gangbarkeit zu prüfen. Die Flügel im Windwerk sind ebenso wie die Flügel vom

Schleudrentrommel auf ihren Zustand zu untersuchen, und die Entgrannerfläche muß scharf sein, wenn sie ihrem Zwecke richtig dienen soll. Auch die Schlagleisten, Schneeden und Weiser des Entgranners der größeren Dreschmaschinen werden durchgesehen. Insbesondere ist hierbei auch auf die Reibfläche der Entgrannerumhüllung zu achten, zumal, wenn sie als Fleischwert ausgebildet ist. Beim Weiserwert ist der Gurt zu prüfen, ob er die Spannvorrichtung für das Weiserwert und die Lagerung der Wellen zu unterziehen. Riemen werden am besten lauwarm gewaschen und dann an der Luft getrocknet. Der trockene Lederriemen wird mit Lederfett, Fischtran oder geschmolzenem Rindertalg gut durchgewalzt, dann zieht er gut durch, und auch ein kurzzeitiger Lauf im Regen wird ihm nicht schaden. Texturierten und Gummiriemen sind trocken zu säubern und dann mit lauwarmem Wasser zu waschen und in freier Luft zu trocknen. Solche Riemen sind stets vor Öl zu schützen. Riemenwachs ist unbedingt zu vermeiden, es hilft nur für den Augenblick, macht aber sonst den Riemen brüchig. Nachdem so die Maschine äußerlich durchgesehen ist, unterzeuge man noch die Schmierstellen und überzeuge sich, daß das Schmiermittel auch wirklich an die Gleitflächen herankommt. Eine so insandgesetzte Maschine bereitet dem Besitzer Freude, weil die Möglichkeit zu Betriebsunterbrechungen von vornherein ausgeschlossen ist. Sollte er aber selbst dazu nicht in der Lage sein, dann wende er sich an einen Fachmann, an den Schmied, die Reparaturwerkstatt oder auch an die Herstellerfirma und lasse vor der Dreizeit die Maschine gründlich durchsehen.

einer Raupe dar. Schon mancher Obstzüchter war gezwungen, starker vom Weidenbohrer befallene Bäume zu fällen, weil er aus Unkenntnis zu spät gegen diesen gefährlichen Obsthäutling eingriff!

Bei den Abwehrmaßnahmen haben wir zunächst eine gute Stamm- und Rindenpflege sowie eine gute Wundbehandlung der Bäume ins Auge zu fassen. In der Nähe von Obstanlagen befindliche ältere Weiden (vor allem solche mit blankem Holz) müssen unbedingt entfernt werden; auch sind aus Weidenpflanzen bestehende Einfriedungen, wie man solche besonders bei Kleingärten sieht, auszuheben und durch andere Pflanzen (Räucherholz) zu ersetzen, falls die Weiden nicht einwandfrei sind. Bekümmern bilden einen direkten Seuchenherd für die Obstbäume. Die direkte Bekämpfung erfolgt durch Einführen eines von vorn zugespitzten starken Drahtes in den Bohrgang, wodurch die Raupe erstickt und vernichtet werden kann. Auch das Einspritzen von Schwefelsäure, Benzol, Karbolineum usw. führt zum Ziel. Hierfür sind die Bohrstörungen mit Behm, Ritt oder Baumwachs zu verschließen.

In ähnlicher Weise wie der Weidenbohrer „arbeitet“ das Blausäugler, so benannt nach der blauen, fleckigen Punktierung der silberweißen Flügel, während der Hinterleib mit blauen, bandförmigen Streifen versehen ist. Die Raupen dieses Holzbohrers sind dünner und kürzer als die des Weidenbohrers und zeigen eine paarweise mit schwarzen Punkten versehene gelbliche Farbe. Auch sie müssen bekämpft werden!

Fachberater Herpers.

Bienenzucht

Ungeeigneten Honig aus dem Brutraum!

Wohl die wichtigste Arbeit nach Beendigung der Volktracht ist das Entfernen des für die Durchwinterung gefährlichen Honigs, wenigstens aus den Kränzen über dem Brutraum. Wer die Sache nicht beachtet, kann die so gefährliche Ruhr auf seinen Stand, der alljährlich immer wieder Tausende von Bienenbäckern zum Opfer fallen. Als solche gefährlichen Honigsorten müssen angesehen werden: zunächst der Sommerhonig, von den Fächern und Tannen stammend, an seiner tiefdunkelgrünen Farbe, seiner Zähigkeit, wenn er längere Zeit in den Fächern liegt, und seinem hervorbrechenden Waldoroma leicht kenntlich. Dann der ihm sehr verwandte Blatt- oder Blüthenhonig, ein Ausbuchtungsprodukt verschiedener Blatt- oder Blütenpflanzen und Stauden. Bezüglich des Sommerhonigs müssen wir bemerken, daß Boden- und Witterungsverhältnisse auf seine Bekömmlichkeit für die Bienen den größten Einfluß ausüben. Während der Honig der Lüneburger Heide ein vorzügliches Winter-

futter abgibt, ist der Heidehonig, auf Granitboden usw. gewonnen, für die Bienen den Winter über „giftig“. Die genannten Honigarten landieren sehr rasch, sind außerordentlich wasserarm und durch ihre vermehrte Bestandteile an Eiweißstoffen werden in der Kolonie vermehrte Nahrung erzeugt, die im Winter nicht so ohne weiteres abgegeben werden können, im Darme entzündliche Erscheinungen hervorrufen und dann zur Ruhr führen.

Unsere Ziegen und Kaninchen im September

Ziegen. Nun wird das Wetter allmählich herblich, so daß die Ziegen oft schon einen Teil des Tages im Stall (der luftig und hell sein soll) verbringen müssen. An schönen Tagen lassen wir sie aber noch in Luft und Sonne, denn der Winter und damit die Stallfütterung sind lang, und die Natur bietet jetzt noch reichlich Futter. Bei starkem Tau wartet man jedoch mit dem Austrieb, bis das Gras trocken ist, auch sollte vorher gefüttert werden. Rasen und betantes Futter wird luftig gelagert, am besten auf einem Vattenrost, damit die Luft auch von unten durchströmen kann. Kaltes Futter, das festgepackt in dicken, dunklen Räumen liegt, geht leicht in Gärung über und kann dann bei einer Verfütterung schwere Erkrankungen hervorrufen.

Ist bereits an die Beschaffung des Raufutters für die Wintermonate gedacht? Wenn nicht, dann wird es höchste Zeit. Alles Raufutter muß gut getrocknet sein, ebenso ist der Raum, in dem es aufbewahrt wird, vor dem Eindringen von Regen und Rasse zu schützen. Wenn möglich, laufe man sich einen reichlichen Vorrat von Heferstroh, aber nur, wenn man es richtig lagern kann. „Kampf dem Weiber“ muß auch hier ein gewichtiges Wort mitsprechen, denn es hat keinen Sinn, sich Futtervorräte anzuschaffen, wenn diese dann verderben. Denkt ferner an Klauenpflege und Hautpflege! — Den Boden gewähre man weiterhin viel Aufenthalt im Freien und reiche ihnen auch Kraftfutter. Das alles trägt zu einer guten Leistungsfähigkeit bei.

Kaninchenpflege. Auch immer ist auch für unsere Kaninchen der Tisch gedeckt, denn Gartenabfälle stehen jetzt reichlich zur Verfügung. Weiter liefert der Markstammholz in seinen unteren, ausgehöhlten Stämmen ein recht brauchbares Futter. Die Pflanze selbst lassen wir stehen, da sie uns in milden Wintern bis in den Dezember hinein mit Grünfutter versorgt.

Einsame Tiere sind bereits damit beschäftigt, ihr Winterkleid anzulegen. Diese verlangen besonders sorgfältige Pflege und einen trockenen Stall. Der Paarungspro-

zeß wird beschleunigt, wenn die betr. Kaninchen öfters mit einer harten Bürste gegen den Strich durchgebürstet werden.

Noch allwöchentlich reinige man den Stall gründlich. Namentlich den Koten ist besondere Aufmerksamkeit zu schenken, damit diese Ablagerungen nicht zu Brutstätten von Ungeziefer und Krankheitserregern werden. Ende des Monats wird mit der Generalreinigung auch eine Desinfektion aller Weile verbunden, damit die Kaninchen in saubere und ungezeiferfreie Winterquartiere kommen.

Die Zucht selbst ruht! Das gilt namentlich für solche Züchter, die in den kommenden Monaten über keine ausreichenden Futtervorräte verfügen.

Jetzt nehmen wir auch einmal eine Musterung unter den Jungtieren vor. Was nicht zur Fortzucht dienen soll, wird verkauft oder nach und nach abgeschlachtet.

Auch der Kaninchenzüchter schaffe sich — nicht zuletzt — einen großen Vorratsraum an Raufutter für den Winter an.

Praktische Gartenwinke für September

Aussaaten. Selbst im September lassen sich im Gemüsegarten noch verschiedene Aussaaten machen. So werden jetzt Fenchel und Winterpinat gesät. Auch Weizen, Weizenklein und Winterkorn werden noch gesät, die dann als Pflanzen überwintert werden, um im Frühjahr recht frühzeitig Kraut pflanzen zu können. Ferner wird der Winterfenchel ausgesetzt und späterhin auf gutgedüngte Beete verpflanzt.

Baumfällung. Wenn auch der eigentliche Baumfällung der Obstbäume allgemein in den Wintermonaten ausgeführt wird, so hat man doch mit dem recht frühzeitigen Herbstschnitt die besten Erfahrungen gemacht. Da wir in diesem Jahre eine schlechte Obsternie haben und die Bäume schon im September leer stehen, kann man diesen Baumfällung, besonders bei den Hoch- und Halbstämmen, jetzt ausführen. Alle zu dicht stehenden, sich kreuzenden und reißenden Kronen werden herausgeschnitten, damit Luft und Licht ins Innere der Obstbaumkrone gelangen können. Besonders der Fruchtholzanfang wird durch diesen zeitigen Herbstschnitt gefördert.

Die Obsternie. Zum Obstfällung sollte man stets einen ausgepflanzten Pfahlstock verwenden. Die Früchte müssen gut ausgereift sein. Äpfel und Birnen sind stets mit den Stielen zu pflücken. Sie müssen vorsichtig in den Korb gelegt werden, damit keine Druckstellen entstehen. Ungünstig hängende Früchte werden mit einem Gabel herangezogen oder mit dem Obstpfahl geerntet.

Weintrauben. Sind die Weintrauben im Herbst gut ausgereift und will man sie längere Zeit aufbewahren, so schneidet man sie mit einem scharfen Messer ab und steckt sie mit dem abgeschnittenen Stielende in eine mit sauberem Wasser gefüllte Flasche. Diese Flasche wird in einem trockenen, kühlen und frostfreien Räume so aufgestellt, daß die Weintraube nirgends anstößt. Sie hält sich dann lange Zeit.

Tomaten. Ist Frostgefahr vorhanden, dann müssen wir die sehr frostsensiblen Tomaten einräumen, damit die grünen Früchte noch nachreifen können. Wir nehmen die ganzen Pflanzen mit den Wurzeln heraus und hängen sie nach Abschneiden sämtlicher Blätter an einem frostfreien und trockenen Ort auf. Man kann dann bis in den Januar hinein Tomaten aus dem eigenen Garten essen.

Kürbisse. Bei Frostgefahr werden die Kürbisse durch Säcke oder Decken geschützt. Nach dem Abnehmen läßt man sie dann noch bei schönem und trockenem Wetter einige Tage im Freien an einer sonnigen Gartenstelle nachreifen und bringt sie erst dann, wenn sie ganz abgetrocknet sind, an den Überwinterungsort, der frostfrei und trocken sein muß.

Koniferen. Koniferen, auch Buchsbaum, Mahonien und sonstige immergrüne Sträucher, können im September leicht verpflanzt werden. Hierbei ist natürlich vorher die Erde gut vorzubereiten. Nach dem Umpflanzen müssen wir bei mäßigem und sonnigem Herbstwetter regelmäßig und reichlich gießen und branzen.

Gladiolen. Nachdem die Gladiolen verblüht und die Triebe abgestorben sind, werden sie im September aus der Erde genommen. Die Pflanzenstängel werden einige Zentimeter über der Zwiebel abgeschnitten. Die Zwiebeln werden dann zunächst an einen kühlen und luftigen Ort gelegt, damit sie hier gut austrocknen können. Erst dann kommen sie in ihr Winterlager.

Dahlien. Die Dahlien stehen noch in vollster Blüte. Sehr wichtig ist es, die abgeblühten Blüten immer bald zu entfernen, weil sonst die Samenbildung die Pflanzen sehr schwächt. Bei etwaiger Frostgefahr müssen wir die Dahlien durch Umhängen von Säcken oder durch Ueberstellen von Frühbeetfenstern schützen. Erst dann wieder warmes Herbstwetter ein, dann bringen uns die Dahlien immer noch einen reichen Blumenfluß, während erstarrte Dahlien natürlich nicht mehr blühen.

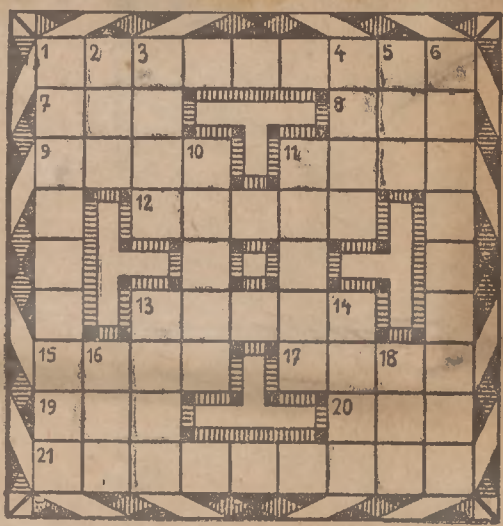
Zimmerblumen. Alle Zimmerblumen, die den Sommer über im Garten standen, müssen nunmehr eingeräumt werden. Vorher aber werden die Töpfe gut abgewaschen und beschmutzte Blätter gereinigt. Abgestorbene Pflanzenteile werden entfernt und, wenn nötig, auch die Pflanzen in größere Töpfe verpflanzt.

Tiere in Kleingärten

1. Der Gartencharakter muß gewahrt bleiben.
2. Die Baulichkeiten erfolgen nach Richtlinien.
3. Nachbarn dürfen nicht belästigt werden.
4. Bei schlechter Haltung ist die Erlaubnis zu entziehen.
5. Der Umfang dient dem Eigenbedarf. Höchstens einige Zuchttiere, Wölle oder Felle dürfen verkauft werden.
6. Bis 300 Quadratmeter dürfen 2 Geflügel mit Nachzucht gehalten werden, wenn die Nachzucht bis Weibchen vertrieben ist. Auf je 100 Quadratmeter Mehrfläche eine Geflügel mit Nachzucht (oder ein tauglicher Kamm) der sieben anerkannten Rassen. Ställe nach Vorschrift.
7. Über 300-400 Quadratmeter ferner 4 Geflügel, auf je 100 Quadratmeter Mehrfläche 1 Subn mehr. Ställe möglichst nach Verbandvorschrift. Für drei Tiere 1 Quadratmeter Stallfläche und 9 Quadratmeter Auslauf. Gehege über 2½ Meter Höhe sind nach und nach abzubauen.
8. Bienenhaltung zur Befruchtung ist erwünscht, wenn dadurch keine erhebliche und nachhaltige Störung der Nachbarn entsteht.
9. Wünsche von Kleingärtnern, neben den oder an Stelle der genannten anderen Tierarten zu halten, sind der Gemeindeverwaltung zu unterbreiten, die im Einvernehmen mit dem Reichsnährführer, der örtlichen höchsten Niederung des Reichsbundes deutscher Kleingärtner, sowie des Reichsverbandes deutscher Kleingärtner entscheidet. Bei Meinungsverschiedenheiten entscheidet über den Antrag die untere Verwaltungsbehörde.
10. Die Gemeindeverwaltung entscheidet, ob und inwieweit in Dauerkleingärten Tiere gehalten werden dürfen, und zwar nach vorher eingeholtem Gutachten des örtlichen Vertreters des Reichsnährführers, der örtlichen höchsten Niederung des Reichsbundes deutscher Kleingärtner, sowie des Reichsverbandes deutscher Kleingärtner.
11. Umstellung auf vorstehende Punkte bis 31. Dezember 1939.

Rätsel-Ecke

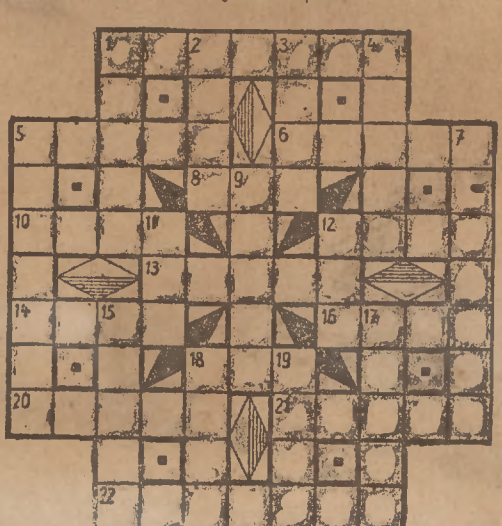
Kreuzworträtsel.



Waagrecht: 1. Erzählungsform, 7. fremdländischer Vogel, 8. Stadt in Südfrankreich, 9. asiatisches Reich, 11. „ehrlieh“ (Fremdwort), 12. Erzählungsform, 13. Erfindung der Neuzeit (Anton Reiter), 15. Seegefecht, 17. Sinnesorgan, 19. geographische Bezeichnung, 20. Stadt im Erzgebirge, 21. Monatsname.

Senkrecht: 1. Scherzname für einen ängstlichen Menschen, 2. Kanton in der Schweiz, 3. fischförmige, vulkanische Gesteinsbildung, 4. Hohlabsatz, 5. Schiffsbau, 6. Name eines Erbtums, 10. Kraftmaß, 11. geographisch, 13. Schiffsbau, 14. Stadt, 16. Märchenfigur, 18. franz.

Kreuzworträtsel.



Waagrecht: 1. ehernes Erinnerungszeichen, 5. Zwinggefäß, 6. Gasthof, 8. Fluß in Ägypten, 10. Drama von Sudermann, 12. kunstvolles Lied, 13. Waderart, 14. unnützes Zeug, 16. Baustoff, 18. Bodenschatz, 20. feststehender Grundbau, 21. Herbstblume, 22. Name für einen alten Kapitän.

Senkrecht: 1. Farbenmischer, 2. männlicher, 3. Wäffeln, 4. Schlachtfeld, 5. deutscher Großadmiral, 7. territorialer Begriff, 9. alter Name der Donau, 11. juristischer Begriff, 12. Spielkarte, 15. englischer Gähnen, 17. Lebensstufe, 18. mitteldeutscher Fluß, 19. Stadt in Dalmatien.

Magisches Zahlenquadrat.

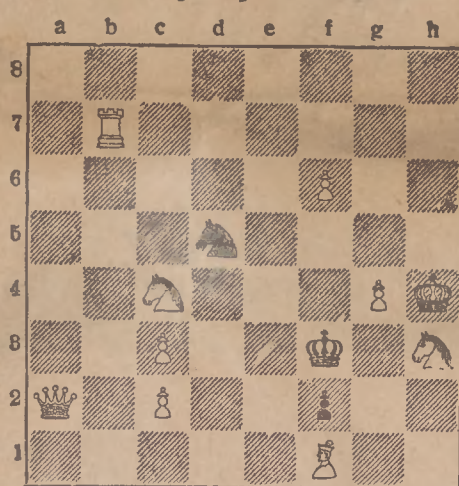


Die Ziffern:

6 — 7 — 8 — 9 — 10 — 11 — 12 — 13 — 14

sind in das Quadrat so einzuordnen, daß jede der waagerechten, senkrechten und diagonalen Reihen die Summe „30“ ergibt.

Schach-Ecke



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Das deutsche Heim im Kopfiägerland

Deutscher Schaffensgeist auf den Philippinen



„Schwalbennest“ haben unsere beiden Deutschen ihr blitzsauberes Häuschen inmitten der romantischen Bergwildnis genannt.

Es waren schlechte Zeiten daheim gewesen, so um das Jahr 1932 herum. Da war im alten Vaterland selbst für die tüchtigsten Leute nichts mehr zu machen. Deshalb war er nach den Philippinen gegangen, der junge deutsche Ingenieur, um dort sein Glück zu versuchen. In Manila klappte es, daß ein amerikanisches Goldminenunternehmen den Deutschen damit betraute, auf einer Zweigmüne einen Dieselmotor zu montieren. Der Auftrag wurde zur größten Zufriedenheit erledigt, ja, mehr noch, man übertrug jetzt die Leitung der technischen Anlagen der Mine dem tüchtigen Mann. Dabei hatte der Deutsche Gelegenheit, das gesamte Goldminenwesen zu studieren, Gesteinsprüfungen durchzuführen und alles kennenzulernen, was zur Führung einer Goldmine notwendig ist. Mit einem Male war aber die Herrlichkeit zu Ende: Die Goldadern waren erschöpft, der Betrieb wurde geschlossen.

Doch halt, vielleicht konnte der tüchtige deutsche Ingenieur noch etwas ausrichten, ehe man alles im Bergschutt verbanden und verrosten ließ. So übertrug man den ganzen Kram unserem jungen Landsmann. Lange hatte er verschiedene Möglichkeiten überlegt. Wenn so tief im Berge Gold lag, müßte man doch auch einmal die zu Tage liegende Obersicht untersuchen. Die Untersuchungen waren erfolgreich, der Tagbau versprach eine gute Goldausbeute.



Die Gesteinsmühle, in der das goldhaltige Gestein zerkleinert wird.



Auf diese Weise ist unser Landsmann zum wohlbestallten Leiter des Unternehmens geworden, daß er in kurzer Zeit so in die Höhe gebracht hat. Woche für Woche ging eine schöne Goldbarrensendung aus der Mine hoch oben in der Bergschlucht zu Tal. Aus der Heimat aber ließ er sich sein junges Frauchen kommen, und am Bergeshang bauten sie sich ein blitzsauberes Häuschen, das sie ihr „Schwalbennest“ nannten. Es war nicht leicht, hier oben in dreitausend Meter Höhe ein Haus zu



Ein Teil der Belegschaft der Goldmine, in der Mitte der junge deutsche Ingenieur, dessen Talraht der Aufbau des ganzen Wertes zu verdanken ist.

bauen. Urwaldbäume mußten abgehauen und Felsstücke gesprengt werden. Aber auch das wurde geschafft. Als es fertig war, fehlten auch nicht die kleine Veranda und das Vorgärtchen, in dem die Hausfrau Gemüse anbaute. Wenn drunten im Tal die glühende Hitze brütet, dann weht um das „Schwalbennest“ der frische Bergwind, der den Aufenthalt hier gemütlich und angenehm macht.

Freilich gab es im Anfang eine Unmenge Arbeit. Die Gartenerde mußte von weither herbeigeschafft werden, eine Bambusrohrleitung brachte vom Bergbach das Wasser. Es hat wahrhaftig Mühe gekostet, ehe die ersten Tomaten geerntet werden konnten.

Und noch eins: Woher sollte man die dringend notwendige Hausgehilfin nehmen? Man suchte unter den Schönen der Bergstämmen herum, und wieder war das Glück hold. Maoni kam ins Haus. Sie war vom Stamm der Igoroten, die, wie man hierzulande

links: Das ist der Erfolg langer und schwerer Arbeit: Reingold in Plättchenform. Es wird in Barren geschmolzen und gelangt dann in den Welthandel.

rechts: In dem kleinen Hausgärtchen werden trotz des steinigten Bodens allerlei nützliche Pflanzen und Blumen gezeuget, denen die besondere Pflege der jungen Hausfrau gilt.

Mujn. (S): Weltbild (M).



Die Feldbahn des Goldbergwertes muß in dem schwierigen Gelände oft große Höhenunterschiede überwinden.

erzählt, früher Menschenhädel wie Briefmarken gesammelt hatten. Maoni bekam zuerst manierliche Kleidung an, und dann ging es los mit dem Unterricht in Hauswirtschaft.

rechts: Maoni vom Stamm der Igoroten ist eine fleißige Stütze der deutschen Hausfrau.

links im Kreis ihr kleines Schwesterchen.



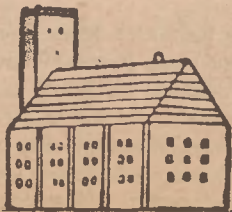
Einmal in der Woche fährt das deutsche Ehepaar mit dem Wagen in das Bergstädtchen. Der Mann liefert die Goldbarren aus der Mine ab, und die Frau besorgt Einkäufe für den Haushalt. Das ist aber auch das einzige Mal in der Woche, daß die Frau ihr Heim verläßt. Alle anderen Tage sind ausgefüllt mit Hausfrauenpflichten. Besonders genäht muß jetzt viel werden, denn bald wartet die junge Frau am Abend auf der Veranda des „Schwalbennestes“ nicht mehr allein auf den heimkehrenden Gatten!



DER SONNTAGS-

Zeitung für Ostpommern
Stolp i. Pom.

Nr. 36 • Jahrgang 1938



ROMAN

Sonntagabend, 10. September

Die große Wandlung

Roman von ERNA LANGE

Copyright 1938 by Prometheus-Verlag Dr. Eichacker, Gröbenzell bei München

Nachdruck verboten.

VI.

O, wie langsam manchmal die Stunden einer Bahnfahrt vergehen! Immer noch nicht da und immer noch nicht da! Ilse Mortal merkte, daß der Herr ihr gegenüber gern ein Gespräch angefangen hätte. Aber sie hatte keine Lust, sich zu unterhalten. Ihre Gedanken schafften und planten und überlegten unentwegt. Es tut mir wirklich leid, mein Herr, aber ich mag doch wirklich nicht! Und außerdem bin ich auch verlobt. Nach einer neuen Herrenbekanntschaft frage ich also gar nichts nach. Jawohl! Und sie dachte dabei, daß es eigentlich schade war, daß sie noch keinen Ring bekommen hatte.

Sie ging direkt vom Bahnhof zur Möbelverladestelle und bestellte die Packer. Dann erst suchte sie ihre Wohnung auf. Sie hatte wirklich keine Lust, zu ihren Freundinnen und Bekannten zu gehen, die drei Tage waren erfüllt von Arbeit und Laufereien. Und das war auch ganz gut. Erstens kam man gar nicht zum Nachdenken, und zweitens wären einem die vielen Fragen sicher fatal geworden. Denn wie hätte man sie beantworten sollen? Geduldet euch also, geduldet auch du dich, liebe Marlies, bald wird alles an den Tag kommen. Wie nur dein Rindlein, Marlies, es dauert gar nicht mehr so lange, dann tue ich dasselbe. Ich freue mich so sehr, Marlies. Vielleicht freue ich mich noch viel mehr als du dich gefreut hast, Marlies!

Am letzten Morgen, sie hatte sich schon von ihrem Wirt verabschiedet und auch bei der Polizei abgemeldet — sie hatte auch schon bei den Grübern gestanden —, da ging sie noch eilig zu Tante Sophie ins Städt. Der alten Dame glitt vor Schreck der Staubwedel aus der Hand. Mit zitternder Hand stellte sie ein zierliches Porzellanpüppchen auf den Tisch.

„O, Ilsekind, bist du wieder da!“ Sie umklammerte das große Mädchen mit ihren dünnen Armen, als wollte sie sie nie wieder loslassen. „Was habe ich bloß für Angst um dich ausgestanden! Dieser Brief, dieser Brief, den ich bis heute noch nicht verstanden habe, was hat er mir für einen Schrecken eingejagt, Ilsekind! O, daß du wieder da bist! So sag doch nur, was hast du denn in diesen Tagen vorgehabt? Rind, Rind, bist du eben erst von der Reise gekommen? Du siehst so reisemäßig aus! Soll ich dir rasch Kaffee kochen? Sag doch, Ilsekind, was ich für dich tun kann. Ich bin ja so froh, so froh —“

Ilse lächelte ein ganz klein wenig.

„Nein, nein! Du sollst dir ganz und gar keine Umstände machen. Aber komm, wir wollen uns ein kleines Weichchen zusammen auf dein Sofa setzen, ja? Ich will dir mal etwas erzählen, Tanten! Aber du darfst dich nicht aufregen. Versprich mir, daß du dich auch bestimmt nicht aufregen wirst!“

„Ja, ja! Nein, nein! Aber was ist denn nun?“ Ilse legte den Arm um das alte Fräulein.

„Ich habe mich verlobt, Tanten!“

„Du hast dich — was? — Ilsekind? Ich bitte dich! Ilsekind, mit wem denn? — Stürze dich nicht ins Unglück, Ilsekind!“ Die alte Dame rang ganz entsetzt die Hände über diesen Leichtsin.

War Ilse deshalb fortgefahren? Ohne das mit ihr, der Tante, vorher zu besprechen, ihren Rat einzuholen? Und mit wem? O, Gott, mit wem?

„Man muß einen Mann doch erst sehr genau kennen, ehe man sich mit ihm verloben darf, Ilsekind! Aber ganz richtig bist du ja auch nicht verlobt, weil du ja keinen Ring trägst. Gott sei Dank!“

„Doch, ich bin ja ganz richtig verlobt, Tanten! Den Ring — ja, den — den habe ich bloß vergessen anzuziehen. Aber du hast dich nun doch wieder aufgeregt! Ganz blaß bist du geworden. War das denn so, um sich zu erschrecken?“ In Gedanken bejahte sie diese Frage selbst, denn diese Verlobungsnachricht war wohl, um einen Schreck zu bekommen.

„Sag mal, Tanten“, meinte sie dann und schaute nach der Uhr, „hast du jetzt ein bißchen Zeit? Eigentlich nicht? Aber uneigentlich doch, ja? Komm, da gehen wir ein Stückchen, ja? Die Morgenluft wird dir gut tun.“

Ohne daß das alte Fräulein es bemerkte, schlug sie den Weg zum Bahnhof ein.

„Aber nun bitte ich dich, was willst du denn hier mit mir?“ fragte die Dame schließlich doch, „hier im Bahnhofsgelände? Wie — du löst eine Bahnsteigkarte? Was soll das? Erwartest du vielleicht deinen — hm, deinen Verlobten?“

„Nein, Tanten, aber ich will wieder zu ihm hinfahren. Und ich möchte gern, daß du mir nachwinkst. Ich habe doch niemand weiter als dich, Tanten. Nun hast du ja wieder solchen Schreck bekommen! Ach, Tanten, das ist doch nun mal so, daß man alles zurückläßt, um bei dem Manne zu sein.“

Die alte Dame sagte kein Wort mehr. Sie küßte ihre Nichte nur viele Male, und die Tränen liefen ihr dabei über die weißen Wangen. Erst als sich der Zug in Bewegung setzte, kam ihr die Sprache wieder.

„Stürze dich nicht ins Unglück, Ilsekind!“ rief sie so laut und so inbrünstig beschwörend, daß sie manch belustigter Blick von den Abfahrenden und Zurückbleibenden traf.

„Bewahre, Tanten, ins Glück doch!“ antwortete Ilse darauf fast übermütig, holte ihr Taschentuch hervor und winkte, solange die kleine Gestalt der Tante zu sehen war.

Dann machte sich die körperliche und seelische Anstrengung der letzten Woche bei ihr bemerkbar. Sie war plötzlich so erschöpft, daß sie in ihrer Abteillecke einschlief. Als der Schaffner kam, die Karten nachzuprüfen, mußte er sie fast schütteln, ehe sie erwachte. Als sie dann angelangt war, ging sie sogleich in ihr

Hotel, aß nur ein Weniges zum Abendbrot und legte sich sofort zur Ruhe. Sie schlief zehn Stunden hindurch, und dann fühlte sie sich so frisch und kraftvoll, daß sie dachte, nun mag kommen, was da will, ich werde schon damit fertig werden.

„Gut, daß Sie wieder da sind!“ begrüßte sie Frau Gerrit. „Schauen Sie nur, ich habe inzwischen auch schon tüchtig geräumt. In diesem Zimmer können die Maler bereits ihre Arbeit beginnen.“ Sie freute sich über das Wohlaussehen der Braut und ärgerte sich über die Zugknöpftheit des Bräutigams.

O, wie frostig war dieser Bräutigam!

Ilse hatte sich wirklich keine Hoffnungen auf liebevolle Aufmerksamkeiten gemacht. Aber diese Schroffheit tat doch bitter weh. Nach nichts fragte er, nach gar nichts. Nur daß seine Zimmer so bleiben konnten, daß man nicht umzuziehen brauchte, das allein hatte ihn gefreut. Sonst aber —. Ach, Rindlein, Rindlein, nur für dich dies alles!

„Wenn es gar nicht mit uns gehen sollte, Hans, dann können wir uns ja nachher scheiden lassen“, sagte sie einmal sehr zaghaft. Das Herz drückte heute wie ein schwerer Stein in der Brust. „Nur das Rind mußst du mir lassen, ja? Sonst — sonst werde ich dir keine Schwierigkeiten machen.“

„Na, wollen erst mal abwarten, vielleicht geht es doch“, meinte der Mann und war ein wenig gerührt. Sie tat ihm eigentlich leid, aber er konnte ihr nicht helfen. Dabei war ihm das Gefühl, jetzt zu heiraten, gar nicht mehr unangenehm, und das Mädchen, welches seine Frau werden würde, gefiel ihm eigentlich sehr. Er hatte sogar die größte Hochachtung vor ihr, und er freute sich fast darauf, daß sie bald ganz zu ihm gehören würde. Aber — aber daß er von ihr geheiratet wurde, daß er sozusagen zu dieser Ehe gezwungen worden war, das machte ihn eben störrisch. Gallig und ungerecht machte es ihn. Er konnte nicht dagegen an. Wenn sie damals geweint hätte, mit tränenden Augen in sein Zimmer gekommen wäre und es mit tränenden Augen wieder verlassen hätte, dann hätte er sie ganz sicher an einem Abend in die Arme genommen, ihr das Maß von den Backen geküßt und geküßelt: „Laß gut sein, Haserl, in drei Wochen bist du meine Frau!“ — Ja, wenn es so gewesen wäre, dann würde er auch ein ganz anderer Bräutigam sein! Aber jetzt!

Immerhin hatte er doch die Hand auf ihre Schulter gelegt und leise darüber hingestrichen, während er sagte: „Na, wollen erst mal abwarten, vielleicht geht es doch!“

Ob dieser kargen Freundlichkeit brannten gleich wieder alle Hoffnungslichter auf, und die Arbeit flühte heute nur so von der Hand.

Von Frau Gerrits Sachen war nun schon ein Teil verkauft und ein anderer Teil abgeschickt. Sie hatte für sich jetzt nur noch wenig zu ordnen und zu packen, dafür half sie tüchtig der fleißigen Braut.



„Fah einen der Drähte an, Karl! Fühlst du was?“
 „Nein.“
 „Schön, dann geht der elektrische Strom durch den andern!“ (Lektor)

„Sagen Sie bloß, wo haben Sie nur das Arbeiten gelernt?“ wunderte sich die Wirtin mehr als einmal. „Sie sind doch solch ein feines Fräulein! Man denkt, mehr als Blumenbegießen, Staubwischen und Klavierspielen können Sie nicht. Und wenn man Sie dann schaffen sieht —!“ Wirklich, Frau Gerrt war sehr erstaunt.

Ilse Mortal strahlte und lachte. „Körperliche Arbeit birgt ja soviel Segen in sich! Mein Vater hat immer behauptet, daß die Damen unserer Gesellschaft zu wenig selbst arbeiten und zu viel dem Personal überlassen, deshalb seien sie oft so nervös und krankheitsanfällig und auch so unbesriedigt in ihrer Ehe. Sie haben zuviel Zeit für überflüssige Gedanken und Grübeleien. Ich glaube, mein Vater hat recht gehabt. Wenn mir mal ganz weh und kaputt ums Herz sein wird, dann scheuere ich bestimmt eine Stube auf. Nachher ist dann sicher alles nur halb so schlimm“, meinte sie munter.

Frau Gerrt sah sie mit einem sonderbaren Blick an. Dann beugte sie sich wieder über die Geschirrkiste. Armes Ding, daß dies keine Heirat aus Liebe ist, das merkt ein Blinder, dachte sie. Hoffentlich brauchst du nicht allzu oft deine Not in Stuben hineinschauen! Es sollte mir leid tun, du bist ja viel zu schade zum Unglücklichwerden!

Doch es war jetzt keine Zeit zum Grübeln. Für Ilse schon gar nicht. Sie hatte immer im Trab zu laufen und hinten und vorne zugleich zu sein.

„Der Maler fragte, ob Sie sich schon für eine Tapete entschieden hätten?“

„Fräulein Mortal, der Möbelsmann war eben da gewesen, die Sachen werden morgen vormittag gebracht —“

„Vorhin hatte der Tapeziermeister angerufen, ob er nun Leder- oder Gobelinbezüge nehmen sollte —“

„Eine Kiste ist soeben als Rollgut angekommen, der Bader bekommt noch Geld, Fräulein Mortal —“
 So ging es immerzu. Fräulein Mortal hier und

Fräulein Mortal da. Der Tag könnte noch viele Stunden mehr haben. Sie wären alle randvoll mit Arbeit. Das Mädchen sank am Abend ins Bett, sie schlief ein und wußte nicht wie.

„Heute um drei muß ich noch einmal zur Anprobe. Sie hatten mir doch versprochen mitzukommen“, erinnerte Ilse bittend.

Heilige Erde, was sitzt dieses Kleid schön auf diesem selten gut gewachsenen Körper! Frau Gerrt hatte ordentlich voll Andacht die Hände gefaltet, als sie bei der Anprobe zusah. Du bist ja zur Offiziersfrau geboren, du schönes Mädchen! Ach, wenn dich nur der Mann zu schätzen weiß! Hatte Frau Gerrt eigentlich schon einmal gehört, daß er seiner Braut ein liebes Wort gesagt hatte? Nein, sie hatte es noch nicht gehört, und sie glaubte fest, daß noch keines gefallen war.

„Was ist Ihnen, Kind?“ Erschrocken sprang sie jetzt in die Höhe. „Ist Ihnen nicht gut?“

Ilse hatte plötzlich alle Farbe aus dem Gesicht verloren und war auch ein bißchen getaumelt. „Nichts, nichts! Es ist schon vorüber.“

Aber dann setzte sie sich doch ein Weilchen still hin und trank gehorsam einige Schlucke Wasser.

„Sie muten sich, glaube ich, doch etwas zuviel zu.“

„Nein, nein“, sagte Ilse und lächelte. Die Farbe kehrte wieder in die Wangen zurück, und der Schwächeanfall war überwunden.

Am Abend, als sie bereits gegangen war, stellte sich Frau Gerrt mit in die Hüften gestemmt den Händen vor Hoff auf.

„In der nächsten Woche fahre ich nun ab. Dann werden wir uns auf Wiedersehen sagen und uns vielleicht in diesem Leben nicht mehr wiedersehen. Sieben Jahre haben Sie nun bei mir gewohnt, und ich habe Sie fast so lieb gewonnen wie meinen Sohn. Und weil ich Sie lieb gewonnen habe, deshalb habe ich mich auch sehr über Ihr außerdienstliches Leben geärgert. Jawohl, geärgert! Sie wissen schon, was ich damit meine. Wären Sie mein eigen Fleisch und Blut gewesen, dann hätte es öfter Krach in diesen Wänden gegeben, das können Sie mir, so wahr ich vor Ihnen stehe, glauben! So habe ich mich denn bloß im stillen über Sie geärgert, weil ich nicht wollte, daß Sie mir kündigten. Bloß deshalb, jawohl! Aber jetzt möchte ich doch einmal den Mund aufmachen und Ihnen das eine sagen, nur das eine. Daß Sie nämlich solch ein feines Mädchen, wie Ihre Braut ist, überhaupt nicht verdienen!“

Und damit nahm sie das Tablett vom Tisch und machte kehrt. Da hatte er ihre Meinung und über die konnte er jetzt einmal nachdenken. Aber recht gründlich, bitte!

Schodschwerenot, noch einmal! Das war doch allerniedrigst!

Hoff war von seinem Stuhl hochgefahren, aber zum Antworten nicht mehr gekommen, denn Frau Gerrt war schon draußen gewesen und ließ sich für diesen Abend auch nicht mehr sehen. Er setzte sich also hin und versuchte ein überlegenes Nächeln zustande zu bringen. So, also Frau Gerrt war mit

manchem in seinem Leben nicht einverstanden? So, so, hm, — und jetzt meinte sie —

Er lehnte sich zurück und steckte sich eine Zigarette an. Liebe Frau Gerrt, das Leben ist schwer, und keiner hat das Recht, den anderen zu verurteilen!

Natürlich wußte sie, daß die beiden Briefe, die er heute bekommen hatte, von Freundinnen waren und auch, daß er sie beantwortet hatte. Möchte sie. Ilse hatte sie ebenfalls gesehen und ahnte sicher das Richtige. Auch gut. Sehr gut sogar, da weiß sie doch gleich Bescheid. Ich heirate sie, die Bedingungen kennt sie. Und ich glaube, daß sie sich fügen wird. Alles wird sehr schön so weitergehen. Bloß ich werde jetzt eben eine Hausfrau haben, eine junge und elegante. Und ich werde mehrere Zimmer bewohnen. Ich kann öfter als sonst mein Heim gastlich öffnen, und dann brauche ich auch nicht mehr im Wirtshaus zu speisen. Meiner Frau werde ich mich nie zu schämen brauchen, denn Ilse hat so etwas Sicheres und Anmutiges an sich, daß ich vielleicht noch um sie beneidet werde. Und mein eigenes Leben — nun, ganz so schlimm, wie Sie wohl denken, liebe Frau Gerrt, ist es gar nicht gewesen. Und von jetzt an wird es sicher noch bedeutend solider werden, denn ich werde an Ilse Halt finden — nur, daß ich mich eben erst — ja, sagen wir, gewöhnen muß, und daß ich mich erst allmählich freimachen kann. Aber das wird schon werden.

Ganz zufrieden mit sich und seiner Zukunft schlief er an diesem Abend ein.

Und aus dieser Stimmung heraus guckte er seine Braut denn am anderen Morgen auch recht freundlich an. Und da sie gerade auf der Zimmerleiter stand, kniff er sie ein kleines bißchen unten ins Bein.

„Na, Ilsemaus —?“

Beinahe wäre da doch das Bild heruntergekippt und die Ilse auch. Denn was hatte er gesagt? Ilsemaus hatte er gesagt, Ilsemaus! Jetzt muß ich es ihm sagen, jetzt, dachte sie, und ihr Herz klopfte aufgeregter in der Brust, nachher habe ich dann wieder keinen Mut. Mit Hammer, Nagel und Bild stieg sie Stufe für Stufe wieder die Trittleiter herunter. Wenn ich es doch nur schon heraus hätte!

„Du, Hans —“ fing sie an.

Aber da trampften die Möbelsmänner mit dem Büfett herein.

„Wo soll dies Ding nun stehen? — da drüben? In der Mitte oder an der Seite?“

„Au, ist der Kasten schwer! Noch nicht loslassen, Karl! Nicht doch, au verflucht! Mensch, meine Hand!!!“ Der jugendliche Bader, allzuviel Erfahrung im Baden hatte er wohl noch nicht, schwenkte die geklemmte Rechte aufgeregter hin und her, rief sie, drückte sie.

Von der Treppe her hörte man eine Stimme dann sagen:

„Nu wollen wir erst frühstücken, nich, Karl?“

Und dann saßen die Männer auf den Stufen und holten ihre Stullen heraus und schoben sie geruhig nacheinander in den Mund.



„Habe ich dir nicht gesagt, daß ich Zigarrenrauch nicht vertragen kann!“

(Zeichnung: Bergström)



„Ja, er denkt, ich kann seine Briefe nicht lesen, wenn er sie in lauter Stückchen zerreißt!“

(Zeichnung: Bergström)

„Ein Einzug mit Badern und Handwerkern ohne einen Kasten Bier in der Ecke ist überhaupt kein richtiger Einzug!“ hatte Frau Gerri gesagt. Und so hatte denn ein voller Kasten Bier in der Ecke Platz gefunden. Ilse reichte jetzt jedem Manne eine Flasche heraus. Nein, Gläser gebrauchten sie nicht. Hoff guckte schnell mal um die Ecke und verniff sich das Backen.

Seine Ilse da zwischen den Badern in Wirtschaftsschürze und Kopftuch und mit Bierflaschen bewaffnet! Er klickte eilig in sein Zimmer zurück, kam mit dem Photoapparat wieder, und ehe es jemand bemerkt hatte, war das Bild schon auf der Platte. So, mein Mädchen, jetzt habe ich dich! Später kriegst du dich dann mal zu sehen. Wirft schöne Augen machen, ja, das bist du gewesen, mit Bierflaschen im Arm und mitten zwischen den Arbeitern! Und dann freute er sich ein bißchen, wie nett Ilse doch in der Wirtschaftsschürze aussah. So schlicht und so häuslich. Und doch wieder ganz Dame darin. Ilse sprachen respektvoll mit ihr und achteten die Herrin.

Als sie im Flur mit ihm zusammenstieß, immer hatte sie es eilig, und er gar so freundlich war, nahm sie schnell wieder ihr Herz in beide Hände.

„Du, Hans —“ begann sie abermals und kam dann doch nicht weiter.

„Was ist denn?“ fragte er, „ich muß jetzt auch zum Dienst.“

Er war schon wieder weniger freundlich. Immer wieder kam der Gedanke, daß er ja geheiratet wurde. Gräßlich war dieser Gedanke! „Na? Was denn?“

Aber sie kriegte es nicht heraus. Aller Mut war weg. Sie krampfte nur die Finger in stiller Not ineinander und sah an ihm vorbei.

Dann eben nicht! Achselzuckend ging der Mann fort. Ilse rieb lange Zeit an derselben Stelle des Büfettts. Ganz mechanisch tat sie es. O, große Not des Herzens, ob schon jemals eine Braut hat daran erinnern müssen? denkt er denn wirklich nicht allein daran? Welch ein Segen ist doch jetzt die viele Arbeit. Gar nicht zur Besinnung kommen darf man, das ist am besten.

„Nun sag mal, ist es denn etwas Besonderes?“ fragte der Bräutigam am Abend. Denn jetzt war er doch etwas stuhig geworden und unterbrach das Ordnen seiner Bücher. „Also, was —?“

Ilse, die einen schweren Arbeitstag hinter sich hatte, sah ihn qualvoll an. Eine Woche nur noch, und sie war seine Frau!

„Die Ringe doch, Hans“, sagte sie leise, und dabei lösten sich sehr gegen ihren Willen zwei Tränen aus ihren Augen und rannen über die Wangen. Sie lief aus dem Zimmer heraus, nahm ihre Sachen vom Haken und hastete aus dem Hause. O, daß sie ihren

Bräutigam an die Ringe hatte erinnern müssen! An diesem Abend weinte sie sich in den Schlaf und hatte kein bißchen Mut mehr. Es kann ja nicht gut werden, wenn er nicht einmal daran denkt!

Hans Hoff ärgerte sich die halbe Nacht über sich selbst. Daß er wirklich die Ringe vergessen hatte! Damals, als er ihr Hotel verlassen hatte, war der Gedanke an den Ringekauf dagewesen, des erinnerte er sich sehr genau, aber nachher war der Gedanke eben fort gewesen. Ganz fort. Ins Unterbewußtsein verdrängt. Wenn man die Sache einem Psychoanalytiker erzählte, würde er einem daraus einen ganzen Roman herstellen. Na, ich danke! Lieber nicht!

Als er am anderen Mittag nach Hause kam, hatte er die Ringe in der Tasche. Mit recht ungemütlichem Gefühl durchschritt er die Wohnung und fand Ilse und Frau Gerri schließlich in der Küche mit dem Gardinenanstecken beschäftigt.

„Ach, komm doch bitte für einen Augenblick mal heraus, Ilse“, sagte er nach einer kurzen Weile des Zuschauens und räusperte sich vor Unbehaglichkeit.

„Ja“, nickte Ilse von der Zimmerleiter herunter, „ja.“ Aber sie befestigte erst die Schnur des Vorhanges fertig und probierte einige Male, ob sie sich auch richtig hin- und herziehen ließ, ehe sie langsam herunterstieg. Das Herz klopfte gegen die Rippen, als sie in das Zimmer trat. Sie wußte, jetzt hatte er die Ringe.

„Da“, sagte er und öffnete das Schächtelchen, „der engere ist für dich.“ Von allen Damen seiner Bekanntschaft hatte ihn noch keine je so verlegen und kleinlaut und ungeschickt gesehen. „Zieh ihn mal auf, ob er paßt. — Na, das ist ja schön. Und dann — entschuldige nur, Ilse, ich — ich hatte es — wirklich ganz vergessen —“

O, Herr Polizeihauptmann Hoff, Sie Mann von bald vierzig Jahren, Sie gesellschaftlich so Gewandter, im Frauendienst so Erfahrener, machen Sie jetzt bloß schnell, daß Sie aus Ihrem zukünftigen Speisezimmer herauskommen, und ärgern Sie sich in Ihrer stillen Junggesellenbude nur weidlich über sich selbst. Jawohl, Sie haben Ihrer Braut den Ring der Treue einfach auf den Tisch gelegt! Da, zieh mal auf, ob er paßt! Und keinen Ruß, kein Händedruck, kein liebes Wort dabei für sie übrig gehabt! Schämen Sie sich, Herr Polizeihauptmann Hoff, und Sie haben doch solch eine feine Braut!

„Lieber Hans“, sagte Meger und stand erschüttert von seinem Stuhle auf, „lieber Hans, wenn du plötzlich mit schlohweißem Haar im Dienst erscheinst, ich wundere mich über gar nichts mehr! Mensch, nun sag, was hast du denn für Kummer?“

„Ach, sei still!“ wehrte Hoff hart ab. Dann ließ er sich krachend auf den Stuhl fallen. „Entweder ist die Welt verrückt oder ich bin ein Esel geworden! Genau habe ich das noch nicht festgestellt, ist auch ganz egal. Nun aber zur Hauptsache. Setz dich erst mal hin, Fred — es ist besser für dich, du hast manchmal ein bißchen wacklige Beine. Also ich will mich am Dienstag verheiraten und möchte dich und Wikedamp bitten, Trauzeugen zu sein. Wikedamp weiß schon Bescheid, ich hatte ihn gestern abend getroffen. Frag nicht, red nicht! Zieh dir am Dienstag deine Galauniform an und sei um halb elf bei mir.“

Krach, war die Tür hinter ihm zu!

Mit der rechten Hand brachte Fred Meger seinen heruntergeklappten Unterfieser wieder vorsichtig in die richtige Lage, dann stellte er sich besorgt ans geöffnete Fenster und machte Freiübungen, leichte und schwere. Er hatte mal irgendwo gelesen, daß kräftige körperliche Bewegung bestes Mittel gegen plötzlich aussetzende Gehirntätigkeit wäre.

Das schlimmste wäre ein Schlaganfall, ängstigte er sich und turnte, bis er schwitzte. Und wußte dann doch noch nicht, was los war.

Also trug Ilse denn jetzt den goldenen Reif des Verlöbnisses. Manchmal zog sie ihn ab, ließ ihn spielerisch von einer Hand in die andere gleiten, und dann blickte sie wohl auch mit heißen Augen auf die eingravierten zwei H. Mein Schicksal, dachte sie, ja, ja, mein Schicksal! Man hat es mir als Schulfrauen prophezeit. Ist das nun Zufall? Ich weiß es nicht. O, mein Kindlein, wenn dein Vater mich doch nur ein kleines bißchen gern hätte! Noch keinen Ruß hat er mir gegeben!

„Morgen nachmittag fahre ich denn“, sagte die Wirrin.

Ilse erschrak. „Jetzt schon —? Jetzt schon —?“ stammelte sie und mußte sich bezwingen, nicht an zu weinen zu fangen und zu betteln: Bleiben Sie doch noch ein bißchen, liebe Frau Gerri! Noch ein kleines bißchen, ich bin ja so allein!

Frau Gerri schaute sie bekümmert an. Sie wußte um diesen unausgesprochenen Satz.

„Ich kann wirklich nicht mehr bleiben. Mein Paul braucht mich so sehr. Ich habe keine Ruhe mehr. Er muß jetzt ganz allein mit den fremden Leuten wirtschaften — bei seiner Unselbstständigkeit. Ach!“

Ilse ging mit zum Bahnhof. Frau Gerri sah immer aus, als wenn sie noch viel auf dem Herzen hätte, aber es nicht über die Zunge bekam. Als sie dann ihren Platz im Wagenabteil belegt hatte und noch einmal herunterkletterte, um sich zu verabschieden, da faßte sie Ilse beide Hände.

„Ich möchte Ihnen noch soviel sagen, noch so manchen guten Rat für die Ehe geben. Aber das ist ja alles zwecklos. Ratsschlüge für die Ehe sind meistens zwecklos. Jedes Zusammenleben ist anders. Allgemeingültige Regeln gibt es wohl gar nicht. Oder vielleicht diese eine: Geduld und Liebe! Daß die nächste Zukunft sehr im Nebel für Sie liegt, das weiß ich. Aber ich glaube, Fräulein Mortal, ich glaube es ganz bestimmt, daß nach dem Nebel die Sonne für Sie kommen wird. Und nun will ich Ihnen nur noch sehr die Hände drücken und Ihnen allen, allen Segen wünschen.“

Und dann sprach Frau Gerri mit ihren anderen Bekannten, die sich auf dem Bahnsteig eingefunden hatten. Aber ihr Winken aus dem Zuge galt eigentlich nur Ilse. Lange stand das Mädchen. Erst als das letzte Rauchwölkchen verschwunden war, ließ sie ihr Tuch sinken und ging mit gesenktem Kopf durch die Sperre.

Ach, wie sehr war sie allein!

Es war augenblicklich nicht ganz leicht, mit Hans Hoff fertigzuwerden. Die Vorgesetzten runzelten schon manchmal die Brauen über ihn, und die Untergebenen zitterten, wenn sie seinen schnellen, leichten Gang von weitem erkannten. Es war fast zum Verwundern, daß sich die Hunde auf der Straße nicht mit eingezogenem Schwanz aus dem Staube machten, wenn sie ihn sahen. — O, über dieses Geheiratetwerden! Er kam eben nicht darüber hinweg. Es

machte ihn immer störrischer. Er war kurz, fast unhöflich zu seiner Braut, konnte sie hassen und möchte sie doch wieder manchmal an sich ziehen und küssen, bis ihr der Mund weh täte.

„Wikedamp, wenn das kein Unglück gibt!“ sagte Meger mit gerungenen Händen zu dem gemeinsamen Freunde, „drei Nächte habe ich schon nicht schlafen können vor lauter Sorge!“

Wikedamp, ein verfrachteter Gutsbesitzer, mit Galgenhumor und dauernder Geldverlegenheit gesegnet, zog an seinen langen Fingern, bis sie in den Gelenken frachten. Diese dumme Angewohnheit, die stets in Erscheinung trat, wenn er nicht antworten wollte, war ihm einfach nicht abzugewöhnen.

Auch jetzt brachte sie Meger wieder in Harnisch. In helle Wut brachte sie ihn.

„Daß doch bloß die elende Knaßerei sein!“ fauchte er ihn böse an, „hast du denn kein Herz für Hoff?“

Wikedamp seufzte tief auf, warf dann einen langen Blick zum Himmel empor und fragte beiläufig: „Sag mal, kannst du mir nicht mit einem Fünfsilbermarktschein aushelfen?“

Da ließ ihn Meger sprachlos stehen. Aber zwanzig Emmchen bekam Wikedamp dann doch, denn kann man einen Freund im Stich lassen?

Tadellos sah der Bräutigam aus, und die Braut stand ihm nicht nach. O, seht nur das schöne Haar, das in gerader und stolzer Haltung und mit ruhigen Schritten die Rathausstufen emporsteigt, um sich einschreiben zu lassen als verbunden für das ganze Leben! Geht das Glück nicht voraus, wirft es nicht Rosen auf seinen Weg?

Wikedamp und Meger sahen nichts von dem Glück, und sie selber machten ernste, fast bedrückte Gesichter. Meger ließ vor innerer Aufregung sogar den Federhalter fallen, und dann schrieb er seinen Namen so schlecht wie sonst nie auf dieses wichtige Blatt. Ach, dieses Geschehen wollte ihm ja gar nicht in den Kopf!

Wikedamp sah die ernste junge Frau an und fühlte sein Herz zum zweiten Male schmerzhaft zucken. Beim Kennenlernen neulich war es zum ersten Male gewesen. O, wie lange hatte sein Herz sich nicht mehr für eine Frau gemeldet! Es war ja solch ein wunderliches Herz! Keiner kannte es, vielleicht er selber kaum. Früher, als seine Frau noch gelebt hatte, als sie noch gemeinsam durch die reisenden Felder ihres Gutes hingeschritten waren, als das Leben wie ein langer schöner Sommertag vor ihnen lag, da war das Herz ganz anders gewesen. Doch es ist mühsig, darüber zu grübeln, denn nichts kommt zurück. Wären ihm zwanzig Jahre Gemeinsamkeit mit seiner Frau beschieden gewesen, wäre er nicht so gesunken. Zwei Jahre waren eben zu wenig gewesen. Und dann dieser jähe Tod —! Er hatte in der Parktür gestanden und nach ihr ausgeschaut. Er hatte ihr zugerufen, sich zu beilen, weil ein Unwetter gleich auszubrechen drohte. Er sah sie das letzte Stückchen Weges laufen, er hatte das Lachen in ihrem erhitzten Gesicht schon erkennen können, da war der Blick aus den Wolken heruntergekommen und hatte sie hingeworfen.

Als verkohlte Leiche kam die junge Frau ins Gutshaus zurück. Der Hof versiel bald darauf, und um das Herz des Mannes legte sich langsam ein Panzer. Er wurde fester und fester und enger und enger. Vielleicht, daß er eines Tages den eigenen Pulsschlag erdrückte.

Jetzt hatte sich das Herz unter diesem Panzer gemeldet, denn die Braut des Freundes ähnelte so sehr seiner verbliebenen Frau.

„Nun sage nur einer, wie kommt der Hoff zu dieser Heirat? Ist dir das nicht auch schleierhaft, Wikedamp? Woher kennt er die Frau? Und wie lange schon? Nichts weiß man, gar nichts! Von oben bis unten ist der Mann zugeknöpft. Und wenn man doch mal zu bohren anfängt und was heraushaben möchte, mein Himmel, man hat doch ein Recht!, dann wird er laugroh. Das kannst du dir ja gar nicht vorstellen, was er mich allein in der letzten Zeit angesehnaut hat. Wenn ich darüber nachdenke, könnte ich richtig trübsinnig werden. Aber sag mal, soll man denn da nicht aus dem Häuschen geraten, wenn er sich sechs Tage vor seiner Hochzeit als verlobt vorstellt?! Und man weiß von nichts, man ahnt von



Bildnis einer jungen Frau

Bronzeplastik des jüdetendeutschen Bildhauers Oswald Hoffmann
(Seite—M)

nichts! Man denkt doch ganz bestimmt, entweder geht die Welt unter, oder sie bringen dich in eine Anstalt mit Gummizellen. „Ich will nicht, daß halb Krähwinkel sich vor der Kirche aufbaut und die andere Hälfte sich drinnen die Hälfte verreckt! Weil unsere Hochzeit in aller Stille stattfinden soll, deshalb habe ich nichts vorher davon gesagt“, hat er mir erzählt. Läßt sich das überhaupt von unserem lustigen Hoff begreifen, der Menschen und Betrieb so liebt und sich so gern Mittelpunkt weiß?! Ich begreife es nicht, Wikedamp, ich begreife es nicht.“

Meger hatte wirklich ein ganz trübsinniges Gesicht vor Ratlosigkeit.

Wikedamp antwortete nicht. Schweigend streift er die Lederhandschuhe herunter. Herz in der Brust, sei still!

*

Trauung mit Kranz und Schleier.

„Selbstverständlich“, hatte Hans gesagt, „selbstverständlich mit Kranz und Schleier.“

Sie wußte nicht, sollte sie sich nun darüber freuen, oder sollte sie traurig sein. O, daß Frau Gerrt doch noch hier wäre! Daß irgendein Mensch hier wäre, der ihr jetzt einen Ruß gäbe. Aber es ist niemand da. Kein Vater, keine Mutter, kein Bruder, keine Schwester —

Die gute Tante Sophie hatte die weite Reise nicht machen können. Da lag ihr Brief auf dem Tisch. Man sah ihm die Sorgentränen an, die er aufgesogen hatte. Liebes, gutes Tantenchen du, in der Stadt an

der blauen Ostsee, wo der Wind des Meeres leise über die Hügel meiner Eltern raunt, o, gib mir deinen Segen! Wie gut, daß du nicht weißt, wie schwer ich es habe!

Als Hoff ins Zimmer kam, zu sehen, ob sie fertig würde, schickte sie die Friseurin, die ihr beim Ankleiden geholfen hatte, mit irgendeinem Auftrage hinaus.

„Nun?“ fragte der Mann und trat auf sie zu und seine Augen glitten an der schönen Braut herauf und herunter. Und für einen Augenblick blickten sie sieghaft und glücklich in die ihren hinein, so wie damals in Wildungen, als er um ihre Liebe geworben hatte.

„Wolltest du noch etwas?“ Dabei griff er ihren Schleier ein wenig hoch und grub sein Gesicht hinein.

Sie mußte erst einige Male schlucken, ehe sie sprechen konnte, denn dieser Augenblick war doch fast stärker als sie.

„Seht, Hans, seht“, sagte sie mit versagender Stimme, „seht, mußt du es tun.“ Und sie zog ihm fachte den Schleier aus der Hand und drückte ihm dafür ein Scherchen hinein.

„Tu es, ja?“

„Was denn?“ fragte Hoff und sah sehr verständnislos das Scherchen an.

„Du mußt den Mirtentrans entzweischneiden. Es ist ja nur deswegen“, sagte sie leise und gequält und schloß die Augen. O, große Not! „Nur deswegen, Hans —“

(Fortsetzung folgt)

Das Gold im Edamer

Anderthalb Millionen Pfund Sterling auf dem Meeresgrund / Von Alexander v. Thayer

Es war im Mai des abgelaufenen Jahres in Portsmouth. Wir saßen abends im Hinterzimmer einer Bar, in der hauptsächlich See- und Schiffs-offiziere verkehrten. Nachdem verschiedene Herren Erinnerungen aus dem Weltkrieg ausgetauscht hatten, sprach man über die Verfertigung der „Tubantia“.

„Sie hatte Gold für Südamerika an Bord“, sagte einer der alten Herren. „Die Deutschen wollten in Südamerika Lebensmittel und Gummi für ihre U-boote kaufen. Der holländische Dampfer sollte das Gold unbehelligt hinüberbringen. Damit niemand von diesen Goldmillionen etwas erfahre, ließ man das wertvolle Metall in Edamer Käse einarbeiten. Das Gold wurde in die Käsefabrik gebracht und der Edamer von einigen wenigen verschwiegenen Vornehmern direkt um die Goldklumpen herum fabriziert. Wochenlang lag das Gold in den Käse-eimern, ohne daß jemand etwas ahnte. Die rote Rinde war schon hart geworden, die fettige Ladung zum Verland bereit, als eine Käsefugel von einem Tisch rollte und einem Arbeiter auf den Fuß fiel. Sie hat ihm drei Felsen abgequetscht! Um gutes Geld wurde später das Geheimnis nach England verkauft.“

Prozeß um die Versicherungssumme lüftet das Geheimnis

Als die „Tubantia“ 1916 Hoof van Holland verließ, hat ein englisches U-Boot den holländischen Dampfer mit dem Gold versenkt. Es dürfte ungefähr anderthalb Millionen englische Pfund wert gewesen sein! Niemand hätte davon etwas erfahren, wenn es nicht vier Jahre nach Kriegsende einen Prozeß um die Versicherungssumme der „Tubantia“ gegeben hätte. Die Deutschen mußten das Schiff bezahlen.

„Ich kann Ihnen ebenfalls etwas von der „Tubantia“ erzählen“, begann nach einer Weile ein Tauchingenieur namens Baune. „Um diesen merkwürdigen Edamer ist gekämpft worden, wie noch nie zuvor Menschen gekämpft haben. Mit aller Grausamkeit und Tücke, die nur die Gier nach dem gleißenden Golde zu erzeugen imstande ist.“

Zuerst fand ein französischer Bergungsdampfer

das Wrack. Es lag nicht tief, und es gab eine tüchtige Grundsee an dieser Stelle. Die Taucher wurden gegen die scharfkantigen Metallberge geschleudert, die vom Gerippe der ehemaligen Aufbauten auf den oberen Decks stammten. Nachdem einige Leute schwer zu Schaden gekommen waren, gaben sie es auf. Dann kamen wir Engländer dran. In den verunkelten Schiffstrümmern gab es Wirbel und Strömungen, die wie Wasserfälle um die finsternen Gänge tobten. Wenn wir Markierungsbojen warfen und am anderen Tage wiederkamen, waren die Bojen fort. Abgeschritten!

Der tote Taucher

Meistens arbeiteten wir in dichtem Nebel. Als er sich einmal verzog, sahen wir, daß neben uns ein anderer Bergungsdampfer arbeitete. Das war kein gutes Recht wie auch das unsere. Jedermann kann nach herrenlosem Gold tauchen.

Ich krieg selbst hinunter. Die Innenräume der „Tubantia“ waren verschlammmt. Man ließ meinen Tauchern von oben Feuerlöschschläuche hinab, mit vier Atmosphären Druck bekamen wir Preßluft und spritzten mit den Schläuchen den Schlamm aus den Gängen. Manchmal pendelten wir in der Grundsee über den Stahlgerüsten und wurden gegen die Bordwand geschleudert. Dumpses Hämern tönte an unsere Helme. Die Konkurrenz arbeitete an einer andern Stelle des großen Schiffes. Wir zerschneitten mit Schneidebrettern unter den Schutzgittern das Stahlgerüst, um in jene Räume zu gelangen, in denen das Gold sein mußte. Der Käse mußte natürlich längst von den Fischen zerfressen sein, das nautische Gold konnte nur auf dem Boden eines der hundert Räume im Schlamm liegen.

Eines Tages fand ich einen unserer Taucher tot im Wrack. Ich sah durch sein Helmfenster. Das Gesicht war gedunsen, gedrochene Augen starrten mich an. Ich war sofort nach dem Verlassen der Verbindung hinabgestiegen, es war zu spät. Der Luftschlauch war entzweit, an dem Rest des Schlauchs hing ein Such-Messer mit einer Schleppe. Die Konkurrenz hatte unsere Preßluftschläuche fischen und abbrechen wollen! Vielleicht hatte sie es auf unseren Taucher abgesehen.

Unheimliche Arbeit unter Wasser

Der Kampf war hart, Millionen waren verloren, wenn die Konkurrenz zuvorkam. Der Nebel lag um diese Jahreszeit wochenlang im Kanal. Unten war es finster. Unsere Taucher hörten nur die Gegner bei ihrer Arbeit. Es war ein zermürbendes Bettrennen um das Gold. Mit allen Mitteln des Haffes und modernster Technik. Dazu kämpften die Taucher auch um ihre hohen Prämien, die ihrer harrten, wenn die Arbeit Erfolg hatte.

Von nun an wurde uns das Tauchen immer unheimlicher. Der Nebel lag fast zwei Wochen über der Nordsee. Wir hörten über Wasser das Arbeiten fremder Maschinen, hörten die Rufe der Matrosen, fremdsprachige Kommandos. Wenn ich durch die Gänge der „Tubantia“ tappte, sah ich ab und zu einen aufsteigenden Scheinwerferstrahl, der nicht von meinen Tauchern stammte. In meinem Kupferhelm hörte ich das Gurgeln und Strudeln von Preßluft, die irgendwo unter mir in den finsternen Räumen des Schiffes aufstieg. Sie bliesen wohl auch Schlamm.

Eines Tages wurde wieder der Schlauch eines meiner Taucher von einem Suchanker erfaßt und hochgezogen. Oben schleppten sie, aufsteigend im Nebel, den Anker mit einem Motorboot über den Meeresgrund. Der Schlauch riß; ich konnte eben noch meinen Taucher an mich binden und uns in die Höhe ziehen lassen.

„Es geht einfach nicht mehr so weiter“, sagte unser erfahrener Tauchingenieur. „Wir wollen nicht mit glei-

chen Mitteln arbeiten, aber niemand kann es verhindern, Fische über den Grund zu ziehen. Wir werden starke Stahlseile für die Rebe nehmen. Wir werden von einem Fischfutter Rebe über den Grund schleifen lassen.“

Im Innern des Wracks

So geschah es auch. Unermüdlich zog ein Fischfutter mit Hilfsmotor seine Scherbreiter mit Stahlseilen durch das Meer. Zwischen den Scherbreitern war ein besonders starkes Netz gespannt.

Schon am ersten Tag verfiel sich ein Taucher in diesem Netz. Wir zogen ihn lebend heraus. Gerade als er von der andern Seite mit Schneidebrettern an der Bordwand des Wracks arbeitete, um einen neuen Raum aufzuschließen. Unsere eigenen Schneidebretter hatten inzwischen einen Weg nach der Kajüte des Kapitäns freigelegt, in der wir das Gold vermuteten.

„Die Konkurrenz steigt vom Boden her durch eine mit Schneidebrettern ausgebrannte Öffnung in das Wrack“, sagte unser Gefährtenführer, nachdem er den Bericht eines eben an die Oberfläche gestiegenen Tauchers entgegengenommen hatte. „Wir müssen ebenfalls in die unteren Räume eindringen. Wir können das Gold sonst nicht finden!“

Ich nahm mir einen Draeger-Tauchapparat, der ohne Luftschlauch uns mit Luft versorgt, verzichtete auf die Sicherheitsleine, ließ mir die Sauerstoffflasche auf den Rücken schnallen, dann wurde ich in

das Schleppnetz gelegt. Das Schleppnetz besteht aus zwei miteinander verbundenen Holzkreuzen an den Schultern und zwei Holzkreuzen an den Beinen. Zwischen diesen Holzkreuzen hängt das Netz, in dem der Taucher halb steht, halb liegt. Der Auftrieb der Kreuze genügt, um ihn im Wasser schwebend zu erhalten. Auf diese Weise konnte ich an der Bordwand der „Tubantia“ arbeiten.

Als wir mit dem Aufschneiden der Wand fertig waren und in das Innere krochen, beleuchteten unsere Lampen mehrere halb zerfallene Skelette. Wir waren direkt in den Mannschaftsraum gekommen und wollten von dort den vorderen Laderaum erreichen.

Mordanschlag auf dem Meeresgrund

Pötzlich hörte ich ein dumpfes Poltern. Das Wasser trägt den Schall besser als die Luft. Das Schleppnetz hatten wir beim Einkriechen in die Öffnung treiben lassen. Es konnten also nicht die Holzkreuze sein, die jenes dumpfe Geräusch verursacht hatten. Ich kroch sofort zu unserer Einstiegsöffnung zurück, mußte jedoch mit Schrecken feststellen, daß jemand eine schwere Eisenplatte vor das Einstiegsloch gestellt hatte, die sich nicht bewegen ließ. Sie mußte entweder vom Deck der „Tubantia“ hinab auf den Felsen gefallen, auf dem das Wrack zur Hälfte lag, oder mit Mithilfe von fremden Tauchern dorthin getragen worden sein. Es war unsere Rettung, daß wir schlauchlose Draeger-Apparate umgeschliffen hatten.

Der schwarze, undurchdringliche Schlamm, der uns jetzt entgegengekommen kam, mußte von den Preßluftschläuchen stammen, mit dem unsere Gegner den Vorderteil der „Tubantia“ säuberten. Immer dichter wurde diese Masse, auch der Strahl unserer Scheinwerfer konnte sie nicht mehr durchdringen. Mühselig kroch ich auf allen Vieren durch das Logis, fand die ehemalige Kettenlast des Dampfers und versuchte, durch die innere Kettenklappe nach oben zu gelangen.

Auf einmal steht wie ein fürchterliches Gespenst ein Taucher am oberen Ausgang der Kettenröhre und leuchtet mit seiner Lampe hinab in die Kettenklappe. In der Hand hält der Unbekannte ein langes Messer.

Ich stelle sofort meine Lampe ab und veruche, wieder nach unten zu steigen. Ich sehe im Schimmer der fremden Lampe einen schweren eisernen Hammer durch das Wasser auf mich fallen. Nun ist die Fallgeschwindigkeit im Wasser nicht so groß wie in der Luft. Immerhin mußte der Hammer meine Sauerstoffflasche auf dem Rücken oder meine Helmglieder eindrücken, wenn er mich traf. Ueber mir schäumte das Wasser von den aufsteigenden Luftblasen, da ich das Ventil geöffnet hatte, um rascher zu sinken. Bei dieser Kletterei mußte ich ein Ventil gelockert haben. Blut schiebt mir aus Ohren, Nase und Augen. Jetzt sehe ich, wie der Taucher eine Eisenstange nimmt und von oben auf meinen Helm stoßen will.

Das Wrack bricht mitten entzwei

In diesem Augenblick geschieht etwas Schreckliches. Das Wasser um mich ist von Donnern erfüllt. Ein schwarzer Sud wie Tinte schießt auf mich zu, ich sehe im letzten Schein der noch eingeschalteten Lampe, wie sich die Bordwand neigt.

Das Wrack der „Tubantia“ bricht entzwei. . . !

Das war das Wrack der Konkurrenztaucher, die die Bordwand mit Schneidebrettern der Länge nach durchgeschnitten hatten. Während ihrer eigenen Taucher oben an Deck in den Sicherheitsleinen hingen, machte ich mit meinem Tauchmeister den Sturz des Vorderendes in den Abgrund mit.

Das Wasser tobt und schäumt wie in der Felsenklüftung eines Gebirgswasserfalles. Die aufgerührten Schlamm-massen werden dick und zähe, daß ich mich kaum rüh-

ren kann. Der Wasserdruck wird stärker, fast unerträglich. Dann kommt das Wrack zum Stillstand.

Auch unsere Gegner muß das Abbrechen der „Tubantia“ überrascht haben. Ich höre, wie ein eingeschlossener Taucher seine Hilferufe mit einem Hammer an die Bordwand klopft. Dreimal kurz, dreimal lang, dreimal kurz!

Dann höre ich in meiner Nähe Kopfschlagen. Es sind Taucher unseres Schiffes, die mich suchen. Ich gebe Antwort, indem ich mich dem Schall meines Meßers gegen die Wand kloppe. Nicht neben mir höre ich im finsternen Schlamm das Gurgeln von Luftblasen. Meine Hand greift fester um das Messer, dann erkenne ich meinen Tauchmeister, der an mich herantritt. Wir legen unsere Helme zusammen, Stirnteil an Stirnteil, und können uns verständigen. Das Metall leitet die Schallwellen wie ein Telefon.

„Sie arbeiten unter mir an der Bordwand von außen“, sagt der Taucher.

Niemand bekam das Gold

Draußen auf der anderen Seite hörte ich das Gurgeln und Zischen der Schneidebrenner. Auch die Gegner sind an der Arbeit, ihren gefangenen Taucher zu befreien. Alle Feindschaft ist eingestellt, jede Partei arbeitet, um ihre Leute so rasch wie möglich zu retten.

Qualvolle Minuten vergehen, eine halbe Stunde, eine ganze Stunde. Sie klopfen von außen an die Bordwand. Ich bin bereits zu schwach, um Zeichen zu geben. Ich liege auf dem schlammigen Boden, im Wasser treiben hölzerne Balken und Bretter. Mein Sauerstoffvorrat geht zur Neige. Der Zirkulations Schlauch, der die Kohlenäuregasfänge, verbrauchte Luft absaugt, scheint beschädigt zu sein. Die Luftreinigung beginnt zu versagen.

Pötzlich wird es licht. Unsere Taucher haben eine vierfache Öffnung in der Wand herausgeschneitten. Das weiße Licht der Unterwasser-Scheinwerfer dringt in unser Gefängnis. Hilferufe Hände strecken sich mir entgegen.

Niemand hat das Gold der „Tubantia“ bekommen. Weder wir noch die anderen. Es liegt immer noch in den zersplitterten Metallbergen, verhandelt und verschlammmt unter Eisenplatten.

Handfestes Stück aus dem Leben

Von E. C. Christoph

Jack war völlig ahnungslos. Seit Jahren verkehrte sein Freund Pit in seinem Hause, als wäre es sein eigener Bruder. Seit Jahren hatte Jack nichts dabei gefunden, wenn Pit Jacks hübschste, temperamentvolle, junge Frau zu fröhlichen Wochenendausfahrten abholte, ja, oft hatte er Lizzie sogar überredet, mit Pit ins freie Grüne zu fahren, weil er sich selbst nicht von seiner Arbeit lösen konnte.

Bis eines Tages die Katastrophe eintrat. Jack kam nach Hause. Am Abend wollten Lizzie und er ein Konzert besuchen, das Konzert der Saison sozusagen. Und seit Wochen hatte sich Jack darauf gefreut, endlich wieder einmal mit Lizzie zusammen zu sein.

Jack eilte die Stufen empor. Klingelte. Hinter den Türen jedoch blieb alles stumm. Erstaunt und mit blickiger Hand suchte Jack den Schlüssel in seiner Tasche. Sand ihn.

Klopfte. Nichts regte sich. Als er die Klinke zu Lizzies Zimmer niederdrückte, war die Tür geöffnet. Auf dem Tisch lag ein weißes Covert. . .

„Gut“, unterbrach der Regisseur den Vorlesenden mähmütig, immer daselbe, junger Mann! Ich könnte Ihnen aufs Haar erzählen, wie es weitergeht. . .

In dem weißen Umschlag befindet sich der Abschiedsbrief Lizzies, die mit Pit, dem Freund Jacks, verheiratet ist, weil sie es nicht länger neben ihrem stets mit Arbeit überlasteten Mann ausgehalten hat. Habe ich recht. . . ?

„Allerdings“, erwiderte der Dichter leise und klappte bedauernd sein Manuskript zu.

„Sehen Sie, junger Mann“, lächelte der Regisseur leutselig, „in diesen Dingen wissen wir Männer des praktischen Lebens etwas besser Bescheid. Ihr Dichter schreibt ja bekanntlich immer über den Wolken! Schreiben Sie ein handfestes Stück aus dem Leben, junger Mann, dann kommen Sie wieder!“

„Sehr wohl“, entgegnete der Dichter leise, „ein handfestes Stück aus dem Leben.“ Dann schritt er traurig davon.

Der Regisseur aber warf sich in die Ecke seines schwarzen Wagens und fuhr nach Hause. Er hatte leichte Kopfschmerzen. Die Arbeit der letzten Wochen war wohl doch etwas zu viel für ihn gewesen.

Aber heute abend würde er sich schadenlos halten. Das stand fest! Als der schwere Wagen vor seinem eleganten Hause hielt, öffnete er lächelnd das Tor. Eilte die Stufen empor. Klopfte. Drückte die Klinke hinab. Doch die Tür war nicht verschlossen.

Auf dem Tisch lag ein weißer Umschlag. In dem Umschlag steckte ein Brief.

„Lieber Ernst“, schrieb seine junge Frau, „entschuldige bitte, aber ich kann nicht länger neben dir leben! Suche uns nicht! Ich will mit Harald ein neues Leben beginnen.“

Langsam sank der Regisseur in seinen Sessel. In seiner Tasche klappten die beiden Karten für die Oper heute abend. —

Indessen aber schritt der Dichter in seinem Heim sornig auf und ab. „Recht hat er“, sagte er und knallte sich die Rechte an den Schädel, „dreimal recht, er ist ein Mensch des praktischen Lebens und ich bin ein sentimentaler Schwärmer! Solche Menschen, wie ich sie schätzte, solche Menschen gibt es gar nicht!“

Dann nahm er sein Manuskript und riß es in tausend Stücke, setzte sich an seinen Schreibtisch und begann etwas neues. Nach der dritten Seite jedoch läutete sein Telefon.

„Ihr Stück“, ächzte der Regisseur von der anderen Seite, „Ihr Stück, lieber Dichter, ist zu horrendem Preise angenommen!“

Dem Dichter entfiel für einen Augenblick der Verstand. Dann erwiderte er ebenso tonlos wie der Regisseur:

„Leider, mein Herr, leider besitze ich keine Kopie!“

Uebrigens sollen sie beide an diesem Abend noch sehr viel getrunken haben!

Weltgeschichte im Kochtopf

Von Hermine Behn

Lebensgefährliches Fischgericht

Zu Zeiten Karls des Großen stand die Kochkunst auf beachtenswerter Höhe. Aus den Kapitularien dieses Kaisers können wir ersehen, welche Mühe er sich gab, von seinen eigenen Besitzungen hochwertige Lieferungen für seine Tafel zu erzielen. Auch legte man Wert auf die äußere Form. Es wurden Fasanen mit vergoldeten Füßen und radförmige Platten aufgetragen, um auch den Augen ein Schauspiel zu bieten. Einmal wäre es wegen einer Tafelfrage fast zu einem außerpolitischen Konflikt gekommen. Der fränkische Gesandte am Hofe von Byzanz beging unvorsichtlich die Todsünde, daß er bei Tisch die ihm gereichte Fischschüssel umdrehte, um ein besseres Stück zu erhalten. Dies war jedoch durch das strenge byzantinische Zeremoniell bei Verdachtsfällen verboten, jeder durfte vielmehr beim Heranreichen nur das ihm zunächstliegende Stück von der Schüssel wählen.

Der griechische Kaiser war außer sich vor Betrübnis, konnte aber nach dem strengen Befehl den fränkischen Gesandten nicht begnadigen. „Jede Bitte will ich dir gewähren“, sagte er zu ihm, „ausgenommen die um dein Leben!“ Der Gesandte wußte sich zu helfen. „Dann bitte ich“, entgegnete er ehrfurchtsvoll, „daß alle diejenigen ihr Augenlicht verlieren sollen, die mich die Schüssel umdrehen sahen.“ Betrübt erwiderte der Kaiser, er selber habe es nicht gesehen, sondern nur denjenigen Glauben geschenkt, die es ihm erzählt hätten. Bei weiterem Umfragen ergab sich, daß keiner der Anwesenden die Missetat gesehen haben wollte. Und da wegen eines Verbrechens, das niemand gesehen hatte, auch niemand verurteilt werden konnte, so hatte der kluge Gesandte sein Leben gerettet.

Was riecht hier so?

Die Verbreitung der Kartoffel in Europa ist von äußerst ergabreichen Umständen begleitet. Mit den ersten Kartoffelkulturen wußten die Pariser Hof-

küche bekanntlich nichts anzufangen und versuchten schließlich den oberen Teil, also das Kraut, gemüßartig zuzubereiten, was aber nur einen enttäuschenden Erfolg zeitigte. Verächtlich stieß der Koch schließlich den Rest der Pflanze mit der Fußspitze ins offene Kaminfeuer. Auf einmal verbreitete sich ein köstlicher Geruch, den die auf diese Weise gerösteten Knollen ausströmten. Man wurde aufmerksam, forschte nach der Ursache und gelangte nun endlich — auf Umwegen — zur richtigen Art, Kartoffeln zuzubereiten.

Erbsuppe mit Schweinsohren

Eine märkische Ueberlieferung beschäftigt sich mit der Entstehung eines edel brandenburgischen Nationalgerichtes: der Erbsuppe mit Schweinsohren. Als Erfinder dieses Genuß gilt Dietrich Ragelwitz, Küchenbruder im Kloster Rehlin. Er wurde einmal vor die schwierige Aufgabe gestellt, den unvermuthet als Jagdgast angelangten Kaiser Karl den Vierten zu bewirten. Guter Rat war um so teurer, als die Schweine, der einzige Fleischvorrat des Klosters, noch nicht schlachtfertig gemästet waren und der Abt dem Bruder aufs strengste untersagte, etwa eins von diesen Vorrichtungen abzuschlachten. Andererseits wußte man, daß der Kaiser einen würzigen, kräftigen Ambs liebte. Was tun?

Ragelwitz fand einen Ausweg. Er setzte Erbsen auf Feuer und ging, ein Messer unter der Kutte verborgen, heimlich dennoch in den Stall. Die Suppe mündete dem Kaiser vorzüglich, nur konnte er sich nicht klar darüber werden, was das für ein Fleisch sei, das darin herumkudamm. Endlich kam die Wahrheit zutage: Ragelwitz hatte, um die Suppe kräftig zu machen und dennoch nicht wider das Verbot des Abtes zu handeln, den Schweinen die Ohren abgeschlachtet und sie an die Suppe getan. Das war eine grobe kulinarische Entdeckung, denn bis dahin hatte man in der Mark Brandenburg die Schweinsohren für ungenießbar gehalten. Dem Ragelwitz schlug seine Erfindung auch zum Segen aus, der Kaiser nahm ihn mit nach Prag und machte ihn nacheinander zum Bischof, zum Kanzler und

endlich sogar zum Erzbischof von Magdeburg, als der er hochbetagt und berüchtigt sein Leben beschloß. Sein Wahlspruch, heißt es, sei gewesen: „Andern muß man die Ohren zeigen, aber seine eigenen muß man heiß halten!“

Napoleonknitten

Die Napoleonknitten, das bekannte Gebäck, sollen einem galanten Abenteuer ihren Namen verdanken. Es heißt, die immer eiferfüchtige Gemahlin Napoleon, Josephine, habe ihn einmal in einem Zimmer allein mit einer hübschen Angestellten der Schlossküche überrascht und zur Rede gestellt. Der geistesgegenwärtige Napoleon war um eine Ausrede nicht verlegen. „Ich habe jedoch das Rezept zu einem neuen Dessert besprochen“, entgegnete er.

„So?“ fragte die Kaiserin, „was ist denn das für ein neues Dessert?“ Und mit unberrührter Schlagfertigkeit entwarf Napoleon aus dem Stegreif das Rezept des später so beliebten Gebäcks, das heute noch seinen Namen trägt.

Reis a la Trautmannsdorf

An dem Wiener Kongreß, der den Schlupfunkt hinter die napoleonische Welt Herrschaft setzte, knüpfte sich eine reizende kulinarische Erinnerung, nämlich das Entstehen des „Reis a la Trautmannsdorf“. Der junge Graf Trautmannsdorf, ein österreichischer Diplomat, bewarb sich um die Gunst der schönen Gräfin Richi, die, wie allgemein bekannt war, demjenigen Anbeter, den sie gerade begünstigte, stets sein Lieblingsbessert zu präsentieren pflegte. Graf Trautmannsdorf hatte eine Vorliebe für kalten Reis, und als er nach langem, vergeblichem Bemühen eines Abends mit der Gräfin vor den anwesenden gekrönten Säulern ein lebendes Bild stellte, reichte ihm plötzlich eine Partnerin eine Schale mit kaltem Reis und Frühlings. Kaiser Alexander von Rußland kaufte dieses Gericht schmunzelnd „Reis a la Trautmannsdorf“, und die seinen Namen hat es seither behalten.

Lachen des Wochenend

Höhere Gewalt

Von Wolfgang Zentner.

„Hal Der Dohseus!“ begrüßte Forsthat Kolzig seinen Freund, den Apotheker Siebendür, als er in der abendlichen Stunde erschien. „Kolzig!“ sagte Siebendür zum Forsthat, „wenn du mich noch einmal mit einem von deinen Hundennamen schimpst!“ „Siebendür“, sagte Kolzig mit tieferm Ernst: „Erlaub: ein Hundename ist für den Menschen nicht geschimpft, es ist eine Ehre. Zweitens: Dohseus ist kein Hundename. Das ist mir nur eingefallen wegen deiner Irrfahrt neulich.“ „Erzähle!“ riefen die anderen. „Wissen wir ja noch gar nicht!“ Da half dem armen Siebendür nun weder Abwinken noch Abblenden, der Forsthat gab die Geschichte der Siebendürschen Irrfahrt zum besten und erbot sich, notfalls auch noch das Zeugnis der Frau Apotheker beizubringen. Denn sie hatte, gleichsam als sorgenvolle Penelope, zuerst dem Forsthat von der Irrfahrt ihres Gatten berichtet.

„Ihr wißt“, begann der Forsthat, „wenn die Pflanzzeit ist, bin ich früh draußen. Die jungen Fichten wollen geist sein, es die Sonne hoch ist, und wenn die Bahn mir abends einen Zettel schickt, daß eine Ladung Kulturpflanzen gekommen ist, dann bestell ich die Führer für früh vier Uhr an den Bahnhof, und bin selbst zur Stelle. Wie ich nun letzten Donnerstag um diese Zeit durchs Städtchen auf den Bahnhof rulle, da ist die Tür der Apotheke offen, und davor steht die Apothekerin und schaut bald rechts, bald links den Markt entlang. „Ach, Herr Forsthat“, ruft sie mir zu, „ich bin in höchster Sorge, mein Mann ist weg.“ „Na, Frau Siebendür“, sag ich, „der wird nicht aus der Welt sein!“ „Doch“, sagt sie, „er ist verschwunden.“ Ja, nun wißt ihr doch, der Apotheker hat neuerdings ein Telefon, wie der Bürgermeister und der Doktor — na, das Forsthat bekommt nun auch die neu-mobilitätliche Sache, da braucht die Bahn mir keinen Zettel mehr zu schicken, wenn Pflanzen gekommen sind... Also die Frau Siebendür sagt mir, ihr Mann wäre verschwunden. Er war am Tage vorher nach der Hauptstadt gefahren und wollte am gleichen Abend zurück sein. Hatte den Koffer mit sich, aber das Telefon, und ihres Mannes Stimme fehlt ihr mit letztem höflichem Alana mit, er komme erst gegen Mitternacht. Da war sie aufgebracht, aber Siebendür war nicht gekommen...“

Der machte Forsthat Kolzig eine Pause und landete, während er seine Pfeife von neuem in Brand setzte, einen bedeutenden Blick in die Runde. Der alte Doktor sagte: „Er, ei, ei!“ und der Kantor rief: „Doh!“ Der Apotheker aber wurde rot. „Ja“, sagte der Forsthat, „ich habe mich ja auch gewundert, ich hätte das von unserem Siebendür niemals gedacht. Aber am Bahnhof traf ich ihn dann selbst, den Ausreißer. Und da kam es heraus...“

„Das laß mich nur selbst berichten“, unterbrach

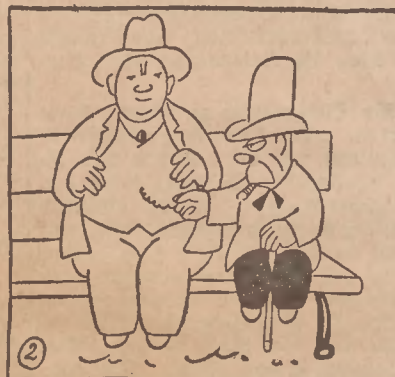
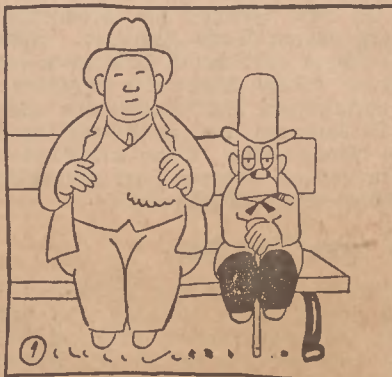
er Siebendür den Forsthat. „Du hast eine zu zweideutige Art zu erzählen, Kolzig!“ „Also, es war so. Wir hatten eine wichtige Tagung in der Hauptstadt, und danach bin ich in Gedanken in einen falschen Zug getrieben. Ich merkte es erst, als der Schaffner kam und die Fahrkarte nachsah. Der rief mir, von der nächsten Stadt aus zurückzufahren, dann würde ich gerade noch mit dem Mitternachtszug heimkommen. Also steige ich aus, und weil wir doch nun ein Telefon besitzen, ließ ich mich gleich von dem fremden Bahnhof aus verbinden und sagte meiner Frau, daß ich später käme. Wie ich nun den Hörer wieder anhängte, legte sich der Zug draußen gerade wieder in Bewegung. In diesem Augenblick fällt mir ein, daß ich meine Reisetasche im Abteil hatte liegen lassen. Also, ich springe geistesgegenwärtig auf den letzten Wagen, und will beim nächsten Halt die Tasche holen und dann endlich die Rückfahrt antreten. Aber, was denkt ihr wohl, es war gar nicht der Zug, in dem ich gefahren hatte, es war wieder ein falscher, der eingefahren war, während ich durchs Telefon sprach. Na kurz und gut, ich bin die ganze Nacht kreuz und quer gefahren, und wegen meiner Tasche habe ich erst fahren müssen. Doch der Bahnhofsvorstand hat mir heute gesagt, sie hat sich inzwischen in Berlin gefunden. Das Schlimmste aber war, daß ich bei meiner Rückkehr ausgerechnet dem Forsthat in die Hände gefallen mußte!“

„Na“, sagte Kolzig, „hab ich nicht recht, wenn ich da an die Irrfahrt des Dohseus denken muß?“ „Dohseus!“ lachte der Kantor. „Siebendür, der Name bleibt an dir hängen!“ Und ich sage euch, grollte Siebendür, „wer mich noch einmal so nennt, der soll was erleben. Die Leute denken dann doch, es sei ein Hundename!“

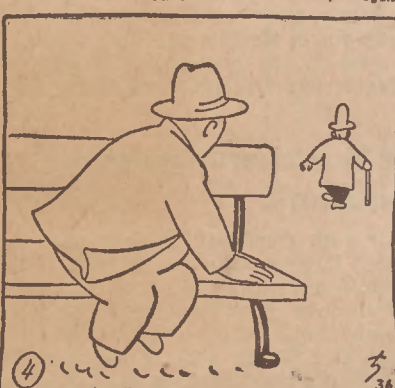
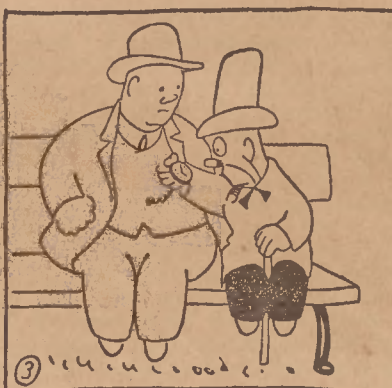
Als aber ein paar Tage später im Forsthat das Telefon eingerichtet war, frante sich der Forsthat doch nicht verlagern, die Nummer des Apothekers zu verlangen, und als er an einem lauten Knacken im Hörer zu hören glaubte, daß Siebendür nun da sei, rief er das Wort: „Dohseus!“ Er hat es sehr bereut.

„Du hör mal“, sagte er leise zu Siebendür, „als sie das nächste Mal beikommen lassen, das war aber nicht nett vor dir!“ Siebendür sah ihn verwundert an. „Was meinst du denn?“ „Ach“, sagte Kolzig, „verstell dich nicht. Ich habe doch neulich durchs Telefon das Wort gerufen, das du nicht hören willst — da schlägt das Ding, der schwere

Adamson hat seine Uhr vergessen



Copyright P. I. B. Box 6 Copenhagen



Hör, mir eine Maulschelle runter, nicht von Pappe... Wie hast du das gemacht? Siebendür dachte nach. Dann sagte er: „Siehst du, das war die höhere Gerechtigkeit — aber ich kann nichts dafür. Du weißt wohl nicht, daß man das Ding bei Gewitter nicht benutzen soll?“

Kolzig rief sich die Bude in schmerzlicher Erinnerung. „So war das also... weißt du, Siebendür — du brauchst das nicht gerade weiter zu erzählen!“ „Ganz auf Gegenständigkeit!“ meinte Siebendür. Die beiden Freunde gaben sich die Hand und kniffen dabei jeder ein Auge zu.

Granatbaum dort, glaub, lieber, mir: es war die Nachtigall!“

Und hier sehen wir wieder, wie eine leichtfertige Behauptung einer verliebten Frau der soliden Nachtigall unterstellt, sich nachts herumzutreiben. Sollte Julia recht gehabt haben, so konnte es sich nur um eine sehr veripäpote Nachtigall handeln. Ein toter Vogel, der gleich Romeo, die Nacht nicht vorschriftsmäßig verbracht hat. Vielleicht hat die Tierwelt auch solche haltlosen Charaktere aufzuweisen. Wer kann es wissen!

P. R.

Nachtigall, Glühwürmchen und Mond

Falsche Naturbetrachtung der Verliebten.

Dichter und Verliebte behaupten stets, daß die Nachtigall nur in den Abendstunden und während der Nacht singe.

Das ist grober Unfug. Dichter verschlafen meistens den Tag und klettern erst aus dem Bett, wenn vernünftige Menschen hineingehen. So kommt es, daß sie das Leben der Natur erst in den Abendstunden kennen lernen. Beshalb aber Verliebte die Zeit der hereinbrechenden Dämmerung und des aufgehenden Mondes für ihre gemeinsamen Naturbetrachtungen benutzen, bedarf keiner näheren Erklärung.

Jedenfalls ist die Nachtigall ein anständiger und solider Vogel, der den ganzen Tag über singt und abends zeitig zur Ruhe geht.

Wenn er zur Zeit des Nestbaues manchmal Überstunden macht, so verkürzt er sich diese Mehrarbeit allerdings durch späten Geklag.

Das hat ihm den schlechten Ruf eines Nachthummelers eingetragen.

Neulich liegen die Verhältnisse beim Glühwürmchen. Auch diese armen Tiere, die man sogar Laternen der Verliebten genannt hat, stehen in dem völlig unbegründeten Verdacht, nur in der Dunkelheit zu leuchten.

Bedächtig die mangelhafte Einrichtung unserer Augen ist der Grund dieser irrigen Annahme.

Wir wissen sehr genau, daß sowohl Herr, als Frau Glühwürmchen fleißige Dauerleuchtler sind. Der Mann steht, wie immer, in seiner Leuchtkraft hinter der Frau zurück.

Kaum, daß sich Frau Glühwürmchen in der Frühe aus dem Bett erheben, ihr Nachthemd ausgezogen

und Morgentoilette gemacht hat, steht sie keineswegs das Rasierwasser auf, sondern setzt ihre Beleuchtungs-Apparatur in Gang.

Der Herr Gemahl macht ihr das nun sofort nach, wenn auch nicht in der von ihr erzielten Kerzenstärke.

Daß wir die Dichter dieser Beleuchtungsart nicht sehen, liegt nur an uns. Hätten wir dauernd englischen Nebel oder Sonnenfinsternis, würden wir die Glühwürmchen auch am Tage dankbar als Erleuchtungsapparate anerkennen und gebührend begrüßen. Es geht uns bei ihrer Betrachtung so ähnlich wie bei unserer Auffassung, die wir vom Monde haben.

Auch der Mond scheint am Tage. Wir sehen wir ihn nicht.

Erit, wenn die Lichtverhältnisse für Liebende und Dichter günstig gelagert sind, werden wir seiner gewahr, was ja auch in dem bekannten Lied zum Ausdruck kommt:

Wenn du glaubst, der Mond geht unter, er geht nicht unter, es scheint nur so!

Und so kam, durch falsche Naturbetrachtung, auch der klassische Streit zwischen Romeo und Julia zustande. Der Tatbestand ist einseitig:

Romeo hält sich verbottenweise zur Nachtzeit in Julia's Zimmer auf. Der Morgen dämmert. Ein Vogel singt: Julia, der daran liegt, den Geliebten noch nicht gehen zu lassen, behauptet, die Nachtigall gehört zu haben. Romeo aber weiß genau, daß es die Morgenveränderung, die Verde, war. Julia, wie alle Frauen, will recht behalten: Mein, es war eine Nachtigall! — Sie singt des Nachts auf dem

Refordischt

„Denken Sie, Frau Behmann, mein Junge hat gestern einen Reford gebrochen.“

„So, ja warum ist er auch so schwere Dingel!“

Die saubere Küche

„Ich glaube, Herr Wirt, Sie müssen eine furchtbar saubere Küche haben.“

„Wie kommen Sie denn darauf?“

„Nun, weil alle ihre Gerichte nach Seife schmecken!“

Der Pantoffelhieb

„Frau Lindner muß ihren Mann sehr lieb haben. Sie sagt immer, er wäre das Licht ihres Lebens.“

„Ja, das nicht ausgehen darf.“

Ungalant

„Wie alt ist denn Ihr Mann, gnädige Frau?“

„Achtunddreißig. Wir sind sechs Jahre anseiner ander.“

„Donnerwetter! Das sieht man Ihnen aber wirklich nicht an, daß Sie schon 44 Jahre alt sind.“

Das alte Lied

„Du siehst aber schlecht aus, lieber Freund!“

„Mir geht es auch nicht gut!“

„Was fehlt dir denn?“

„Ich höre dauernd Summen im Ohr!“

„Wie hoch sind denn die Summen?“

Ein Ausweg

„Denke dir nur, Papa sagt, wir sollen uns nicht mehr sehen, ist das nicht schrecklich!“

„Nun, dann werde ich schnell das elektrische Licht ausknipfen.“

Der Kapitalshut

Von Josef Biermayr.

Die Mutter hat mir einen Hut gekauft, einen solchen mit einem Schnitzband, damit man ihn anbinden kann am Nacken. Natürlich hat dieser Hut Aufsehen erregt bei den Buben. Ich ging auch recht stolz daher. „Schauts“, riefen sie, „der hat einen neuen Hut!“ War das ein Ereignis, hochrot umringten sie mich. Und ein jeder wollte ihn probieren. „Aus nicht man damit wie ein Kardinal“, sagte der Heinz. Der Franz bedauerte sehr, daß man sich nicht selbst sehen konnte; aber dann fiel uns ein: wir gingen zum Inn, der heute so leuchtend grün floß und beladen war in seinem Spiegel. Wunderbar! Der Hut ging von Kopf zu Kopf bis er wieder auf dem meinen landete. Ich schaute hinein und schaute hinein wie im Märchen und kam mir als der schönste Mensch der Welt vor.

Einmal pfiß ein Windstoß daher und flugs lag der Hut im Wasser und schwamm davon. Mordsgelächter erhob sich; wir warfen mit Steinen danach, um ihn aus Ufer zu balancieren; umsonst, die Wellen rissen ihn eilends mit. Wir liefen Peter und Morbio schreiend bis zum nächsten Dorf, dort verschwand er aber in einem Wirbel, und der Traum vom Hut war aus.

„Die Mutter wird a Freund haben!“, sagte eine Bäuerin, der wir das Unglück berichteten.

Es schien aber, als merkte es die Mutter gar nicht als ich nach Hause kam. Das mochte daher kommen, daß die Tante Hedwig da war bei einem lebhaften Tratsch bei Käu und Bier. Sie waren so im Reden, daß sie meiner nicht so achteten, bis der Krug leer war und ich ein neues Bier holen mußte. Nun mochte ihnen meine Person mehr auffallen, weil sie ungebildet auf das Bier warteten. Und als ich zurückkam, musterte mich meine Mutter, indem sie das Glas hochhielt, als wollte sie Profit sagen. Bis sie Worte fand, stiegen im leuchtenden Glanz ein paar Perlen auf, dann sagte sie: „Was

geht mir ab an dir... ich weiß aber nit gleich was!“ — „Was soll dem Hut abgehen. Trinkt, sonst wird's Bier warm“, rief die Tante. „Mir wird auch warm“, fuhr sie auf. „Wo hast den Hut her?“ „Hat er einen Hut gekauft?“, fragte die Tante ungeduldig und setzte den Bierkrug an. Das Gold vom Vendbräu rann ihr über die lachenden Lippen. Mitternachts legte sie aber ab, denn die Untergelichte nahen jetzt andere Dimensionen an.

Wissen will ich, wo du den Hut hast, verküster

„Der ist im F... F...“

„I! Wo? F? F? Du dir eine runter, verstanden! Gleich sagst, wo er ist!“

„In den Inn gefallen ist er. Der Wind... weißt schon...“

Der graue Käu blieb ihr im Schlund stecken, platt fiel sie auf die Bank. „Mafelz-Kerl, hast ihn nit am Bandl angebunden?“

Jetzt mußte sich die Tante ein: „Gib bloß einer! Hast an Hantel?“ Seit wann hat denn ein Bubenhut ein Bandl?“

„Bist du geistes!“ Zum Anhängen hast, daß er nit verloren geht!“

„Meiner Seel, was ist denn dös für ein Kapitalshut gewesem, müßt i wissen?“

„Kapitalshut! Ernt' nur lang, o einen Hut hast ihr noch nie gehabt! Mein Gott im Himmel, jetzt ist der schönste Hut erloffen! Ich hab mir's beim Kaufen denkt: nimmt a Geizhals (kleines possierliches Tirolerbüchsen) ist leicht gut genug. Aber nein, verleiten hab ich mich lassen von der Hutmacherin mit der Perücken auf: Nehmens doch an schönen Hut der Bua ist schon in an größeren Vetter. (Die Mutter hat dabei die hohe Stimme der Hutmacherin nachgeahmt.) Ich könnt grad aufstiegen vor Zorn!“

„Geh, trink jetzt: Es wird wohl nit der letzte Hut gewesem sein, den's gibt auf der Welt.“

Daß sich die Tante gar nichts draus gemacht hat, brachte meine Mutter nur noch mehr auf: „Hast nur du amal so einen Lausbub“, rief sie und wachte die Käsebröten vom Tisch hinunter, „da vergeht dir's Lachen.“

„Meinst, du hast bloß was mitgemacht auf der Welt!“ meinte ich, daß die Tante ihre Lippen. Jetzt kam sie in Darmisch, dabei vergaß sie, daß sie noch ein Stück gepfefferten Käse im Hals hatte, das sie halb zum Erstickn brachte. Währenddessen sah es aus, als wollte sich das Schwergewicht des Vergers der Mutter wieder auf mich entladen. Doch, kaum hatte die Tante losgelegt, griff sie wieder ein: „Mich wundest, daß du wegen o einen bloßen Hut ein Spektakel machen magst...“

„Wider Hut, sagst? Ist es dein Geld, was jetzt auf Kuffein schwimmt, und kauft vielleicht du einen neuen Hut, ha?“

Das waren viel Fragen auf einmal, aber die Tante hatte die Antwort schon parat: „Wenn's dir drauf ankommt, warum nit! Wo hab ich denn mein Geldstachel? Nachher zahl ich ihn aus, den Pinfisch!“ (Verächtlicher Name für einen minderwertigen Hut.) Und sie griff zum Geld.

Aber jetzt erhob sich meine Mutter, sie rauchte fast vor Bauerntolz: „Was, den Hut willst auskahlen? Nein, meine Liebe, da rinnt der Inn eher zurück, bevor mir das geschieht. Zu deinen Geldbeutel eini, sag ich dir, sonst kannst mich kennen lernen!“

Herrschaft, jetzt hing's hoch her: die Tante klapperte mit den Silberstückeln, sie konnte es nicht erwarten, bis sie „den Fichaf“ (auch verächtlicher Name für Hut) auszahlen konnte: „Jetzt hab ich das Geld schon in der Hand, Komm, Büschel, kauft dir den schönsten Hut kaufen, den es gibt... ein Büschel!“

„Grad unterheben tußt dich!“ kämpfte die Mutter und befaß mir, keinen Sechser anzugreifen. Mein Gott, es ist mir ganz über geworden in der Lage: jetzt könnt ich mir eine Kopfbedeckung kaufen, daß sie alle Narr werden vor Neid.

„Dann halt nicht“, sagte die Tante. „Ich kauf ihn aber doch, morgen zu Mittag ist ein Büschel auf der Welt.“

„Was? Das sag ich dir gleich, du rechteberische Bas, den schmeiß ich in hohem Bogen ins Wasser!“

„Den teuern Plüschhut!“, rief die Tante und setzte den Bierkrug wieder an, weil der Schaum wie die weißen Sommerwolken hochstieg.

„Teuer oder billig, der fliegt!“

Ich kam mir vor, als hockte ich auf einem Summtball. Was steht mir etwa noch bevor: Krieg ich Schläg oder kaufst mir die Tante einen Plüschhut oder Krieg ich beide?

Hochrot verließ die Tante nach langem Hin und Her das Haus: „Grad unterheben tußt dich!“ rief ihr die Mutter nach. Und wie ein Echo kam's zurück: „... und doch kauf ich ihn...“

Die Mutter stampfte auf den Boden: „Wer kauft ihn, das werden wir schon sehen!“

Was sollte das bedeuten? Sie redete nicht mehr weiter, denn sie mußte sich eine Weile auf die Lippen beißen. Nuschlig schlief sie in der Nacht, denn sie konnte es nicht erwarten, bis am anderen Tag früh der Laden aufging. Die Hutmacherin hatte die Tür noch nicht ganz offen, da standen wir schon drin, ich, am helllichten Werktag im Festtagsgewand.

„Das ist der schönste Hut, den ich hab“, sagte die erkaunte Frau. Es lagen ihr wohl noch tausend Fragen auf der Zunge; es war aber jetzt keine Zeit zu verlieren, denn ich mußte mich schnellstens bei der Tante vorstellen geben.

„Da bin ich“, rief ich aus.

„Fest, ist heut Freitag?“ kam sie mir entgegen.

„Nein, aber meine Mutter hat mir einen neuen Hut gekauft.“

„Und einen Plüschhut! Siehst, so ist sie. Ich hab mich gewundert, wenn sie dir auf den gekriegen Streit hinaus nit den besten ausgelacht hätt.“

Auf dem Seilweg begegneten mir die Buben.

Sie blieben einfach starr stehen, und ich, indem ich den Hut fest in die Ohren drückte, erzählte ihnen die Geschichte.

„Weißt was“, rief der Franz, „wenn die Geschichte so ist, schmeiß den untern Hut auch ins Wasser!“



Rügenwalder Musikleben in vergangenen Tagen

Von Karl Rosenow

(Schluß.)

Die Geselligkeit pflegte die Liedertafel durch Ausflüge zum Stadtwalde und zur Münde und auch durch Wasserpartien. Zur Harmonie-Ressource bei Schattschneider gesellte sich Concordia-Ressource bei Plüntsch in der oberen Langen Straße. Die Liedertafel betätigte sich in beiden durch Mitwirkung bei Wohltätigkeitsveranstaltungen. Sie sang auch die Liturgie bei kirchlichen Festen und erntete manche Anerkennung für wohlgelungene Aufführung geistlicher Chöre, studierte mit großem Eifer markige Männerchöre ein und auch größere Kompositionen. Sie feierte auch nicht auf dem ersten größeren Sängerfest in Hinterpommern am 27. Juni 1860.

Bald darauf löste sich die Liedertafel auf, um als Männergesangsverein Rügenwalde am 1. Juli 1861 in neuer Gestalt aufzuerstehen mit 14 aktiven und 18 passiven Mitgliedern. Erster Dirigent war der um das Rügenwalder Musikleben hochverdiente Rechtsanwalt Laured. Zu den Mitbegründern gehörten sechs Lehrer. Schon einige Monate nach seiner Gründung trat der kleine Verein mit einem Doppelquartett beim zweiten großen hinterpommerschen Sängerfest in Köslin auf und erregte „gerade Bewunderung und Nachäferung“; er wurde auch Mitbegründer des Sängerbundes des Regierungsbezirks Köslin. Als er im nächsten Jahre dem Landtagsabgeordneten und Musikfreunde Grützmacher in Kartwik ein Geburtstagsständchen brachte, schenkte dieser einen schönen Dirigentenstab.

Auf Laured folgte 1867 Lehrer Papenfuß als zweiter Dirigent, der mit kurzer Unterbrechung den Stab 18 Jahre zur Freude und zum Emporblühen des Vereins geschwungen hat. 1871 wurde das Vereinsbanner, gestiftet von den Frauen und Jungfrauen, geweiht. Der Verein stand, allgemein geachtet und geehrt, mit 108 Mitgliedern in hoher Blüte, als hier in Rügenwalde 1872 das siebente Bundesfest gefeiert wurde und der Dirigent seine Festrede im Stadtwalde mit den Worten schloß:

„Wenn Tausende hier unserm Sange lauschen,
Wenn über uns die deutschen Eichen rauschen,
Dann ruft's in uns mit Mächtigkeits:
Hoch, hoch! Das Lied im deutschen Wald!
Das deutsche Lied, es lebe hoch!“

Unter dem rührigen Wirt Doherr im Friedrich-Wilhelmsbade auf der Münde war die Zahl der Badegäste schneller gewachsen, so daß nun auch regelmäßig Badefestkonzerte der Stadtkapelle im Musikpavillon stattfanden und auch Militärkapellen

konzierten. Auch der Gesangsverein zeigte da öfter die Höhe seiner Leistungen.

Seit Kantor Stachel hatten Lehrer der Stadtschule das Kantoren- und Organistenamt nebenamtlich verwaltet. 1875 wurde nach der Pensionierung des Kantors Gerth zum ersten Mal in Hermann Becker ein hauptamtlicher Organist und Kantor angestellt, der bald in Gegensatz mit dem Männergesangsverein geriet, der bis dahin durch seine Mitwirkung die Festgottesdienste verschönt hatte. Auf Veranlassung des Dirigenten Papenfuß bildete sich 1875 als Anhang des Männergesangsvereins ein „Gemischter Chor“, der auch mit seinen Leistungen oft mit Erfolg an die Öffentlichkeit trat. Becker hatte aber auch zur selben Zeit mit Unterstützung der Kirchenbehörden einen Gemischten Chor gegründet, der nun bei kirchlichen Aufführungen mitwirkte. Für solche Rivalität war Rügenwalde mit 5000 Einwohnern zu klein, und der Papenfuß'sche Gemischte Chor mußte 1877 weichen. Dazu kamen innere Zwistigkeiten des Vereins in den Folgejahren, so daß Papenfuß im Herbst 1886 sein Ehrenamt als Dirigent niederlegte und aus dem Verein austrat.

Sein Nachfolger wurde Lehrer Schwerdtfeger, 1886—1889, der sein Amt unter großen Schwierigkeiten antrat. Das zeigte sich sogleich bei der Feier des 25jährigen Vereinsjubiläums, an dem außer Vertretern des Bundesausschusses nur der Sängerkreis Köslin und eine Deputation der Schlawer Liedertafel teilnahmen. Dem Lehrer Schwerdtfeger folgte von 1889—1895 der Lehrer Kramp, der sich auch mit ganzer Kraft für den Verein einsetzte. Unter ihm fand vom 23. bis 25. Juli 1893 hier das 17. Bundesgesangsfest statt, das einen schönen harmonischen Verlauf unter reger Beteiligung der Behörden und der ganzen Bevölkerung nahm. Das Preislied des Rügenwalder Vereins „Tief ist die Mühle, der Berg verschneit“ — wurde als „hervorhebenswert“ bezeichnet.

Kramps Nachfolger wurde Lehrer Kuhl von 1895—1908. Er war ein Dirigent, der eine bewundernswürdige Ruhe und Umsicht besaß, dabei aber auch sehr entschieden auftreten konnte. Auf fünf Bundesgesangsfesten führte er zur Freude der Sangesbrüder den Dirigentenstab. Als er ihn aus der Hand legte, verlieh ihm der Verein die höchste Auszeichnung, die er zu vergeben hatte, und ernannte ihn zum Ehrenvorsitzenden.

Ihm folgte als Dirigent der Kantor und Organist Schubert, ein Mann von großer musikalischer Bildung, der aber schon 1911 einen Ruf als Seminarmusiklehrer nach Büllichau annahm. Sein

Nachfolger wurde wieder der Kantor und Organist Martin Korb, ein Meister des Orgelspiels, der große Chorwerke vollendet ausführte, so daß er 1922 nach Stolp berufen wurde. Nach ihm führte den Dirigentenstab der Lehrer, Kantor und Organist Reinhold Reuner, der 1936 einem Rufe nach Schlesien folgte. Unter ihm fand 1936 die Feier des 75jährigen Jubiläums statt, die noch in lebendiger Erinnerung ist. Zur Zeit ist Dirigent Lehrer Koneffke.

Mehrmals wurde der Versuch gemacht, dem Männergesangsverein durch Gründung anderer Gesangsvereine Konkurrenz zu schaffen. Mit Ausnahme des Kirchenchors, dessen Gebiet ja ein ganz anderes ist, hat keiner sich behaupten können.

Als Beauftragter der Reichsmusikkammer für Konzertwesen wurde 1935 für die Stadt Rügenwalde der Mittelschullehrer Hans Giese gewählt.

(Quellen:)

1. Akten des Archivs der Superintendentur Rügenwalde;
2. Akten des Stadtarchivs Rügenwalde;
3. Akten der Stadtschule Rügenwalde;
4. Akten des Männergesangsvereins Rügenwalde;
5. F. Boehmer, Geschichte der Stadt Rügenwalde 1900;
6. K. Rosenow, Rügenwalde zur 600jährigen Jubelfeier der alten Hansestadt 1912;
7. K. Rosenow, Herzogschloß und Fürstengruft, Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Rügenwalde 1925;
8. K. Rosenow, Geschichte der Rügenwalder Lateinschule 1933;
9. Aus der Heimat, Beilage der Neuen Hinterpommerschen Zeitung 1922 Nr. 2.
10. Ernst Müller, Die Evangelischen Geistlichen Pommerns, 2. Teil;
11. Dr. Günther Kittler, Die Musikpflege am Hofe Herzogs Ulrichs in Köslin in Monatsblätter 1933 Nr. 5;
12. Dr. Günther Kittler, Die Musikpflege in Pommern zur Herzogszeit, in Baltische Studien 1937;
13. Musik in Pommern, Mitteilungsblätter des Vereins zur Pflege pommerscher Musik 1937, Heft 6.

„Pestilenzialische Seuche“ in Ostpommern

Kordon der Bellinghusaren — Todesstrafe bei Ediktübertretungen

Ein unheimliches Gespenst kroch vor 160 Jahren zum letzten Male langsam aus dem Osten näher: die Pest! Von Rußland und Polen kommend hatte sie schon Pommern und Preußen früher verschiedentlich heimgesucht und unsagbares Elend ins Land gebracht. Nahm man fatalistisch im Mittelalter „das große Sterben“ als eine Strafe Gottes hin, so suchte man später durch Errichtung besonderer „Pesthäuser“ die Epidemie örtlich zu beschränken. Aber weder die „Pestordnung“ aus der Zeit des 30jährigen Krieges, noch die „Praecautio-nen“ späterer Jahre scheinen etwas gesfruchtet zu haben, weil die allgemeinen hygienischen Verhältnisse besonders in den Dörfern und kleineren Städten damals noch sehr im argen lagen.

Die „Pestilenzialische Seuche“ herrschte in Ostpommern zum letzten Male vor 160 Jahren. Sie wütete in der Walachei, breitete sich über Podolien und Wollhynien aus, forderte zahlreiche Opfer in Rußland und Polen und griff dann nach Ostpommern über. Schon glaubte man an das Erlöschen der Seuche oder zum mindesten, die Verschleppung über die Grenze verhindert zu haben, da starben erneut in den ostpommerschen Grenzdörfern Menschen unter pestverdächtigen Umständen. Da griff die Königlich preussische Kriegs- und Domänenkammer zu Stettin im August 1770 ein und befahl, daß „denen Pöhlischen Juden und dergleichen schlechtem Gesindel nicht gestattet werden sollte ins Land zu kommen, wenn sie nicht mit beglaubigten Attesten und Gesundheitspässen versehen sind.“

Dem König genügte diese Sicherheitsmaßregel nicht. Er befahl, durch einen „militärischen Cordón“ die ostpommersche Grenze nach Polen hin völlig abzuriegeln. Mit der Durchführung wurden die Bellinghusaren in Stolp beauftragt. Major von Schulenburg zog eine Sperre von Lauenburg über Labuhn, Jassen, Schimmerwih, Großpomeiske, Bütow, Großhuchen, Kremerbruch, Kummelsburg, Kroschwarzenburg, Neustettin, Gütten, Krangen, und Fladsee bis zur Hundstopfer Mühle bei Tempelburg. In den Städten wurde der Polizei aufgegeben, „auf Juden und schlechtes Gesindel Obacht zu geben“, jeglicher Handel mit Vieh, Pelzwerk und Häuten mußte unterbleiben und den Gastwirten, Herbergen und Dorftrüben wurde strengste Ueberwachung der Reisenden, Handwerkesgefallen und Wanderburschen anbefohlen.

Trotz der streng durchgeführten militärischen Ab-sperrung war es doch vereinzelt Hausierern und Sändlern gelungen, den Kordon zu durchbrechen. Erneut waren Seuchenfälle zu verzeichnen. Da er-ließ Friedrich der Große sein „Pestedikt“. Das „Edikt wegen der zu nehmenden Praecautio-nen gegen die in einigen Gegenden bereits sich geäu-ßerte Pest“ vom 29. August 1770 ist wohl die be-deutendste sanitärpolizeiliche Verfügung jener Zeit, sie ging sogar soweit, daß sie ärztliche Rezepte als „Praeservativ-Mittel“ brachte und Vorschriften über Speisezubereitung und Körperpflege aufnahm. Zu-nächst legte das Edikt die durch eine Wache gesicher-ten Grenzübergänge („Einlaß- oder Contumach-Derther“) genau fest. Jeder, der einen dieser Grenz-übergänge passierte, mußte sich dort einer 42tägigen Quarantäne unterziehen. Ein Zuwiderhandeln wurde mit Zuchthaus, in besonders schweren Fällen mit dem Tode bestraft. Als Nebenwege, nament-lich aber die abgelegenen Waldwege wurden ge-sperrt; von allen Brücken außer den Uebergängen bei den Einlaßorten wurde der Wöhlenbelag ent-fernt. Ueberall an der Grenze standen Warnungs-tafeln: „Lebensstrafe“ hatte verwirkt, wer auf Schleichwegen beim Dunkel der Nacht die Kontrolle zu umgehen versuchte.

Die Husaren schossen auf jeden, der auf solchen Schlupfwegen über die Grenze zu kommen trachtete. Kam jemand mit Pferd und Wagen aus einem in-fizierten Ort jenseits der Grenzpfähle, so knüpfte man ihn auf! Die Pferde wurden getötet, Pferde, Wagen und Wagenladung verbrannt! Nahmen Gastwirte, Herbergsväter und Dorftrüger jemand auf, der sich nicht im Besitz des vorgeschriebenen „Passier- und Gesundheitspasses“ befand, so wurde er mit dem Tode bestraft. Die Todesstrafe stand auch auf Pöhlischen und Schiebungen.

Das Edikt enthielt vier ärztliche Rezepte. Die als „Praeservativmittel“ vorgeschriebenen Medika-mente enthielten in der Hauptsache Schlangengur,

Salbei, Raute, Solander und Kamille. Der Ge-nuß von Schweinefleisch wurde untersagt; empfohlen die Beimischung von Wein- oder Biereßig zu allen Speisen.

Inzwischen war die Seuche durch Schiffe ver-schleppt und der sorgsam durchgeführte Kordonschutz unwirksam geworden. Der König erließ ein dahin-gehendes Sperrgesetz, daß keine Schiffe aus den östlichen europäischen Häfen, aus Königsberg und Danzig in den pommerschen Häfen Stolp, Münde, Kolberg, Stettin und Stralsund löschen durften. In den Häfen errichtete die Behörde „Kontumachhäuser“ — Quarantäneanstalten —, für die strenge Vor-schriften galten. Die militärische Sperrkette wurde, da vereinzelt immer noch verdächtige Krankheits-fälle gemeldet wurden, bis 1780 aufrecht erhalten, und erst 1788 konnte man wieder ohne „Gesund-heitspaß“ die Grenze passieren.

Kurt Poppe.

Dörfer des ostpommerschen Küstengebietes

in und nach dem 30-jährigen Kriege

Von G. Sellke

Es ist wohl sicher, daß die Folgen des 30-jäh-rigen Krieges für ritterschaftliche Dörfer, von denen hier nur gesprochen werden wird, größer sein mußten als für ein Amts- oder Stadteigentums-dorf.

Bei Vernichtung von Höfen, bei wirtschaftlichen Notlagen waren die meisten Bauern auf die Hilfe des Grundherrn angewiesen. Mancher Gutsherr war während der Kriegswirren, war, als die Schweden die Versuche aufnahmen, nach dem Tode des letzten Pommernherzogs eine eigene Regierung in Pommern einzuführen, ins Elend gegangen; viele waren selbst in wirtschaftliche Notlagen ge-raten, so daß den Bauern nur eine geringe Hilfe gewährt werden konnte.

Die Not des 30jährigen Krieges war mit eine der Ursachen, die dem Besitz der Familie von Be-low den ersten großen Verlust brachte. Und das Urteil, das die endgültige Abtrennung brachte, wurde gefällt in jener Zeit, da die Schweden ihre Absicht durchgeführt hatten, wurde gesprochen „... im Rahmen von wegen der Durchleuchtigsten Lehn-Nechtigsten Fürstin und Fr. F. Christina der Schweden Gothen und Wenden besonierten Königin und princeßin unser Gnedigsten Königin und Frauen, wir Alhier verordnete Hofgerichts-ver-walter und Räte...“

Das Inventarverzeichnis des Amtes Rügen-walde vom Jahre 1648 zeigt, daß der Zustand der Bauerngehöfte recht gut ist. Bei den meisten Höfen im Dorfe Sternik werden vier oder fünf Zimmer genannt, von denen nur einzelne als gering oder baufällig bezeichnet werden. Der Viehbestand schwankt bei den einzelnen Gehöften, ist jedoch meistens gut, wenn auch berücksichtigt werden muß, daß ein Teil des Viehes für die zu leistenden Dienste Verwendung gefunden hat. Die Bauern säen im Durchschnitt 16 Scheffel Roggen aus. Das Dorf Frez weist zu dieser Zeit nicht solche staatlichen Gehöften auf, vielleicht, weil es während des Krieges stärker gelitten hat. Die ge-ringere Anzahl von Pferden wird durch das Vor-handensein von Ochsen zum Teil ausgeglichen. Die Aussaat ist hier zum Teil höher. Der gute Zustand in diesen Amtsdörfern am Ende des Krie-ges mag durch gewährte Unterstützungen herbei-geführt worden sein. —

Von fast jedem heutigen Guts- oder gemischten Dorf aus jenen Teilen Pommerns, die nach dem 30jährigen Kriege zu Brandenburg kamen, sind Be-richte der Grundherrn über die Größe der Dörfer bzw. Dorfanteile vom Jahre 1655 erhalten. Diese Erklärungen bringen vielfach Schilderungen über die Armut und Not, über Einzelfälle von Bedrück-

tungen, unter denen die Dorfbewohner während Kriegs- und erster Nachkriegszeit zu leben hatten. Es fragt sich, ob alle Einzelheiten den Tatsachen entsprechen, ob hier und da jene Zeit nicht zu düster geschildert worden ist.

Von verschiedenen früher ritterschaftlichen Dör-fern oder vielmehr Dorfanteilen, größtenteils an der Grenze des Stolper und Schlawer Krei-ses gelegen, berichten Alten zuverlässig über Aus-saatmengen, den Zustand der Gehöfte aus einem der letzten Kriegsjahre, zu Ende des Krieges oder einige Jahre nach dem Kriege Neubauten, Repa-raturen haben in einzelnen Fällen schon Wende-rungen geschaffen, Unterstützungen durch Vieh und Saatforn dem Bauern Lebensmöglichkeiten ver-schafft.

Bei den Dorfanteilen Lübzow, Peest, Thyn, Paalow, Nihlin, Franzen, Dübberzin, Nummerzin und Schlönwik können dar-über hinaus die Folgen der Bannierschen Cinquar-tierung festgestellt werden. Auch bei Gatz ist es zum Teil möglich, während von Östernik und Steglin der Zustand nach Kriegsende geschild-ert wird, nachdem Verbesserungen erfolgt sind. Die Auswirkungen der ersten Kriegsjahre (1627—37) sind in keinem Falle feststellbar. Nur einige An-gaben vom Jahre 1637 lassen Rückschlüsse zu.

Sippentumlich wertvoll sind die Angaben, da eine große Anzahl von Familiennamen vorkommt. Und da für verschiedene Dörfer die Eintragungen der betreffenden Kirchenbücher bis ins 17. Jahr-hundert zurückreichen, mag in dem einen oder an-deren Falle eine Verbindung hergestellt werden können. Für den Namen Papenfuh (in unserem Gebiet) dürfte die ältere Form Papengut gelaute-t haben. (1. Peest 1645/48).

Daß in einzelnen Dörfern die ersten Kriegs-jahre noch nicht allzuviel Abbruch tun können, ergibt sich aus den Aussaatmengen von Bauern in Peest und Thyn mit 50—60 Scheffel im Jahre 1637, wenn auch hier die Aussaat schon zu-rückgegangen sein wird. Bei anderen Bauern ist die Aussaatmenge weit geringer, nähert sich dem Stande von Gatz Bauern im Jahre 1647, dem der besten Bauern in Östernik-Steglin vom Jahre 1659. Nicht nur Kriegszustände, son-dern auch verschiedene Hofgrößen werden beteiligt sein. Feuernten des Jahres 1637 lassen anneh-men, daß beim Viehbestand noch nicht ein großer Rückgang erfolgt sein kann. Dieses wird die im Herbst 1637 einsetzende Cinquartierung besorgt haben.

Die Folgen der Bannierschen Cinquartierung
Nachdem die kaiserlichen Truppen von 1627—30

In Pommern sich aufgehalten hatten, folgten die aus allen Landen stammenden Kriegsknechte der Schweden. Die Jahre 1637/38 brachten den Pommern die schwerste Zeit des Krieges, die Einquartierung der Truppen des schwedischen Generals Bannier (Baner). Im Jahre 1645 wurden Bauern aus Peest, Paalow, Thyn, Nitzlin, Kummerzin, Schlönwitz, Franzen durch eingesezte Kommissare verhört. Der Zweck war, festzustellen, welche Verbesserungen an den Ackerhöfen, welche Hilfen den Bauern seit dem Jahre 1637 gewährt worden waren. Infolge des zufälligen Zusammenfallens dieser Jahreszahl mit dem Beginn der schwedischen Einquartierung geben die Alten Auskunft, wie diese Einquartierung sich ausgewirkt hat. Die Kommissare begaben sich am 23. Januar nach dem Dorfe Franzen und haben „die übergebene Melioration des Hofes in Augenschein genommen, wie auch die Bauern über dem, was ihnen gegeben und vorgestreckt werden müssen, eidlich abgehört.“

Der Ackerhof in Franzen war während der Einquartierung zerstört worden — „Am 1637, Montags nach Michaelis abgebrannt.“ An Vieh hatte sich dort befunden: 13 Milchkühe, 30 Schweine, 400 Schafe. Das vorhanden gewesene Jungvieh wird nicht erwähnt. Da eine völlige Zerstörung erfolgt war, wurde der Hof wieder aufgebaut. Sämtliches Saatgetreide mußte neu beschafft werden, so daß es im Herbst 1637 nicht zur Aussaat gekommen sein kann und das vorhanden gewesene Getreide von den schwedischen Truppen verbraucht worden ist. Für den Ackerhof wurden gebraucht: 12 Drömt (1 Drömt = 12 Scheffel), 42 Scheffel Gerste, 72 Scheffel Hafer, 14 Scheffel Buchweizen, 1 Scheffel Erbsen. (1635—37: 12 Drömt Roggen, 4 Drömt Gerste, 7 Drömt Hafer.)

Die Kommissare berichteten. — Die Angaben über den neuen Ackerhof sollen zu Vergleichszwecken mitgeteilt werden: „Der Hof von 9 Gebund mit gutem Dach, worin 2 Stuben und 4 Kammern, der Boden mit neuen Dielen belegt, der Schornstein von Mauersteinen aufgezogen . . .“ Wert: 310 fl. „Die Scheune ist befunden von 11 (17?) Gebund, auf dem einen Ende nach dem Hause wärts ein Rühlende, an beiden Enden mit Abseiten, worunter 4 Ställe, mit gutem Rohr und Strohdache bedeckt“, Wert: 310 fl. „Das dritte Zimmer befunden von 18 Gebund, mehrenteils eichene Ständer, ob es zwar noch nicht vollends fertig, so sein doch alle Materialien schon angeschafft, und Ständer auch (?) fertig worden. Ursache deswegen, daß Stallung des Viehes und sonst beim Hofe nicht kann entzogen werden, daher, wenn das Dach darauf kommt und mit gut Boden belegt, dieses Zimmer, wenn es vollkommen fertig, wird auf 380 fl. gehalten.“

„Noch muß über vorige 3 Zimmer noch über den Hof quer ein Zimmer gebaut werden, so nicht in obiger Taxa. Ingleichen ein Backofen, so auch nicht taxiert. Wie denn auch notwendig ein Gabelwerk um den Hof fertiggestellt werden, so auch nicht in dieser Taxa. Ingleichen sein bei diesem Bauerwerk zwei Bauern ganz wüste, der dritte hat kein Haus, wohnt in der Scheune, so auch nicht viel taucht, der vierte hat auch kein Haus, wohnt nur in einem Schoppchen, so sämtlich müssen aufgebaut und besetzt . . .“

Darauf werden der Arrendator und die Bauern vernommen „wegen dessen, was er neben dem Junker ihnen an Vieh und Korn, wie auch sonst vorgestreckt so erstlich nach der großen Einquartierung Anno 1638 besetzt.“

Es haben erhalten: Paul Schwachow: 1 Rtlr. 21 Schilling, 2 Scheffel Hafer. Jochim Willebrand: 2 Ochsen = 24 Rtlr., 2 Scheffel Hafer. Jochim Windmüller: 2 Ochsen = 16 Rtlr., 1 Rtlr. 25 Schilling. Jacob Winden = 24 Schilling, 1 Reichstaler = 36 Schilling. 17 Rtlr. 21 Schilling. Sa. „des Vor-schusses dieser vier Bauern“ 92 fl. 16 Sch. (1 Gulding.)

„Während der Bannierschen Einquartierung (ist) vorgestreckt“ in Schlönwitz: Michel Kautze, Schulze: 1 Paar Rinder = 12 Rtlr., 1 Paar Ochsen = 12 Rtlr., 2 gute Kühe = 12 Rtlr., 1 Sterke = 4 Rtlr., Sa. 60 fl. Michel Kautze der Ältere („schähet sein Vieh, so er bekommen“): die Ochsen 20 Rtlr., die 4 Kühe 28 Rtlr., die Sterke 3 Rtlr., Sa. 76 fl. 12 Schilling. Jochim Sasse: 4 Kühe = 24 Rtlr. Sa. 36 fl. Jürgen Reimer: 3 Ochsen = 27 Rtlr., 1 Sterke = 3 Rtlr.,

Sa. 45 fl. Jochim Wohle: 2 Ochsen, 1 Kuh = 23 Rtlr., Sa. 34 fl. 12 Schilling. „Item 15 Rtlr. der Verwalter untergestreckt, sonst vom Hofe verlaufen müssen.“ Jochim Adam: 2 Ochsen, 2 Kühe = 30 Rtlr., Sa. 45 fl. Carsten Nieman: 2 Ochsen = 16 Rtlr., 2 Rinder = 12 Rtlr., 2 Kühe = 10 Rtlr., 1 Kalb = 2 Rtlr., Sa. 60 fl. „Die beiden sind die Höfe abgebrannt.“

(Fortsetzung folgt)

Alte hinterpommersche Regimenter

Von A. von Libonius, Pamplin

(Schluß)

Feldzüge:

1744/45: 2. Schlef. Krieg: 1745 Rejsselsdorf.
1756/63: 7jähr. Krieg: 1757 Jägersdorf, 1760 Liegnitz.
1778: Erbfolgekrieg in Böhmen.
1793/95: Krieg in Polen.
1806/07: Krieg gegen Frankreich.
Uniform: 1763: blaue Röcke, blaue Kragen und Aufschläge.
Garnisonen: 1741 Angerburg, Insterburg, dann Lager bei Götting. 1742 Briesen, Angermünde, Pasewalk, Schwedt, Treptow a. Toll, Bahn, Freienwalde, Garz.
1743: Riesenburg, Marienwerder, Liebenmühl, Freystadt, Deutsch-Ehlan.

1744: Magdeburg.
1744/45: Feldzug.
1746/55: Riesenburg, Liebenmühl, Freystadt, Deutsch-Ehlan, Marienwerder.

1756/63: Feldzug.
1806: wie 1746, ab 1780 ohne Freystadt, Bischofswerder dazu, ab 1789 ohne Marienwerder, Christburg dazu, ab 1802 ohne Liebenmühl, Saalfeld dazu.

Stammrollen: GeH Rep 3 1787/1806, GeH Rep 11 1753/57 (nur Unteroffiziere).

Erstg: Ranton 1741/43 Kreis Büttow, Lanenburg, Elbing, Teile Kreis Rummelsburg.
1744/1806 Kreis Mohrungen, Marienwerder; Städte: Marienwerder, Riesenburg, Bischofswerder, Freystadt, Rosenberg, Garnsee, Liebenmühl.

Regimentskirchenbücher: Taufen 1744/77, 1784/1804 in Berlin; Trauungen 1744/1807 in Berlin; Tote 1775/77, 1798/1807 in Berlin; Konf. 1799/1806 in Berlin.

Kürassier-Regiment Nr. 4

Chefs:

1714/33: von Blankensee.
1733/57: von Gehler.
1758/64: von Schmeltan.
1764/69: Wolbeck von Arnburg.
1769/85: von Arnim.
1785/96: von Mengden.
1796/1800: Graf Truchseß zu Waldburg.
1800/06: von Wagenfeld.
Uniform: 1763: weiße Röcke, schwarze Kragen und Aufschläge.

Garnisonen:

1714: Ostpreußen.
1715: Krieg in Pommern.
1716/18: Köslin, Stolp, Pollnow.
1719/36: Mohrungen, Pr. Holland, Saalfeld, Dr. telsburg, Hohenstein, Löben, Sensburg.
1737/39: Mohrungen, Saalfeld, Osterode, Hohenstein, Reidenburg.
1740: Rügenwalde, Schlawe, Janow, Belgard, Köslin.
1741: Landsberg a. W.
1742: Feldzug.
1743: Liegnitz.
1744/45: Feldzug.

1746—1793: Oberschlesien.

Ranton: 1733/42 Erstg. Umkreis Mohrungen, ab 1739 auch Kreis Elbing.

Kürassier-Regiment Nr. 5

Chefs:

1711/71: Markgraf Friedrich von Brandenburg-Schwedt.

1771/80 Röhöfssell von Löwenprunc

1780/1800: von Manichwitz.

1800/06: von Bailkodz.

Errichtet: 1683 in Pippstadt als Regiment Br. quelmault.

Uniform: weiße Röcke, hellblaue Kragen und Aufschläge.

Garnisonen:

1714/25: Rheinland, Calcar, Emmerich, Goch, Arantenburg, Mühlheim a. Ruhr, Sonsbeck, Schermbeck, Rees, Ranten, Genep.

1725/40: Schwedt, Briesen, Bahn, Angermünde, Freienwalde, Neustadt, Eberswalde.

1740/42: Feldzug.

1743: Belgard, Dramburg, Neustettin, Janow, Schivelbein, Polzin, Labes, Körlin, Rummelsburg, Arnswalde, Lippehne, Schönfließ.

1744/45: Feldzug.

1746/52: Belgard, Dramburg, Neustettin, Janow, Polzin, Labes, Körlin, Rummelsburg.

1753/55: Belgard, Dramburg, Rees, Schivelbein, Arnswalde, Labes.

1756/63: Feldzug.

1764/77: Belgard, Dramburg, Labes, Schivelbein, Körlin, Rees.

1778: Feldzug.

1779/87: wie 1777 ohne Schivelbein (Rees bis 1785).

1788/89: Treptow a. Rega, Wollin, Dramburg.

1790: Feldzug.

1791/93: wie 1789.

1794/95: Feldzug.

1796/1806: Treptow a. Rega, Greifenberg, Körlin, Wollin, Dramburg.

Ranton: 1733/42 Umkreis Frankfurt a. Oder, Briesen. 1743/98 Kreis Schivelbein, Teile Kreis Dramburg; Städte: Schwedt, Angermünde, Falckenberg, Neustadt, Eberswalde, nach 1798 Cammin.

Regimentskirchenbücher: Taufen 1763/81, 1783/1809 in Berlin; Trauungen 1763/1816 in Berlin; Tote 1766/1809 in Berlin.

Diese 5. Kürassiere waren das Regiment, in dem der spätere große Reiterführer Friedrich Wilhelm von Seydlitz seine ersten Soldatenjahre verlebte. Zuerst als Page am Hof des „tolten Markgrafen“ in Schwedt, trat er dort als Junker ein, und stand nach dem 1. Schlesischen Kriege auch einige Zeit in Belgard. Von dort trat er dann allerdings zu einem der in Schlesien stationierten neugebildeten Husaren-Regimenter über, da dort das Avancement besser war, um aber später doch wieder zu der alten Uniform zurückzukehren.

Ganz vorübergehend war in Pommern stationiert das

Kürassier-Regiment Nr. 9

Chefs:

1705/41: von Ratte.
1741: Graf von Wartenleben.
1741/43: von Möllendorf.
1743/51: von Bornstedt.
1751/58: Prinz von Schönau-Carolath (Johann).
1758/69: von Bredow.
1769/84: von Bodewils.
1784/87: von Braunschweig.
1787/97: von Manstein.
1797/1806: von Holkenдорff.
Uniform: 1763: weiße Röcke, dunkelrote Kragen und Aufschläge.

Garnisonen:

1714/40: Ostpreußen.
1741: Lauenburg, Stolp, Bütow, dann Lager bei Götlin.
1742: Osterburg, Kalbe i. Min., Gardelegen, Stendal.
1742: Feldzug.
1743/1806: Oberschlesien.
Ebenfalls nur ganz kurz ininterpommern war auch das

Kürassier-Regiment Nr. 12.

Chefs:

1710/15: von Pannwitz.
1715: Erbprinz Wilhelm Gustav von Anhalt-Deßau.
1715/18: du Portail.
1718/28: von Winterfeldt.
1728/43: von Waldow.
1743/59: Freiherr von Ragau.
Er richtet: 1704 in Ostpreußen aus Ordonnanz- und Postdragonern und einer Kompanie Hofstaats- Dragonern als Dragoner-Regiment Graf Wittgenstein.

Uniform: 1763: weiße Röcke, orange Kragen und Aufschläge.

Garnisonen:

1714: Rügenwalde, Lauenburg, Neuendorf b. Lauenburg, Altshlawe, Bütow, Sothow, Bresin.
1715: Feldzug.
1716/32: Königsberg in Pr., Bartenstein, Seilsengebel, Fischhausen, Kreuzburg.
1733/40: Königsberg i. Pr., Fischhausen.
1741: Lager bei Götlin.
1742: Altmark Brandenburg.

Bei den letztgenannten Regimentern erübrigen sich die sonstigen näheren Angaben, da der Zeitpunkt und die Dauer ihres Aufenthaltes ininterpommern teils denkbar kurz war, teils vor dem Zeitpunkt liegt, da den einzelnen Truppenteilen bestimmte Kantone zugewiesen wurden. Uebrigens waren die zuletzt aufgeführten 12. Kürassiere in der Zeit ihres Bestehens als Wittgenstein-Dräger eines der elegantesten Regimenter der Armee. Der Chef war der Oberhofmarschall Graf Wittgenstein, der gemeinsam mit den Grafen Wartenberg und Wartenleben das sogenannte „Dreigräfenministerium“ bildete, das im Volksmund allgemein „das auf Preußen liegende dreifache Weh“ hieß, da die drei dank ihrer Habgier und Verschwendungssucht einer geradezu bodenlosen Korruption Tür und Tor öffneten. Man kann sich vorstellen, wie Wittgenstein „seine Leibgarde“ herauspukelte, angefangen von den Säbelsklingen aus Damascener Stahl bis zu den Steigbügeln aus echtem schweren Silber!

Als letztes derinterpommern Regimenter folgt noch das zweite der „kämpfenden, stürmenden, schlachtentscheidenden Infanterie“, das

Infanterie-Regiment Nr. 22.

Chefs:

1713/41: von Borcke.
1741/60: Fürst Moritz von Anhalt-Deßau (der Sohn des „Alten Deßauers“).
1760/68: von Schenkendorff.
1768/77: von Blöb.
1777/91: Graf von Schlieben.
1791/95: von Mindowström.

1795/1806: von Pirch.

Uniform: blaue Röcke, rote Aufschläge und Klappen, weißes Kamisol und Hosen.

Garnisonen:

1714: Stettin, Pyritz, Stargard.
1715: Feldzug.
1716/20: Stargard.
1721/32: Stargard, Greifenberg, Greifenhagen, Pyritz, Treptow a. N., Cammin.
1733/39: Stargard, Pyritz, Greifenhagen.
1740/42: Feldzug.
1743: wie 1733.
1744/45: Feldzug.
1746/55: Stargard.
1756/63: Feldzug.
1764/77: Stargard.
1778: Feldzug.
1779/89: Stargard.
1790: Feldzug.
1790/91: Stargard.

1793/95: Feldzug.

1796/1806: Stargard.

Erst: 1733/1806 Teile Kreis Neustettin, Kolberg, Schlawe, Cammin, Saackig; Städte: Stargard, Polnow, Bärwalde, Dubitz, Freienwalde, Köslin.

Regimentskirchenbücher: Tausen 1715/20, 1740/1806 in Berlin; Trauungen 1740/1806 in Berlin; Tote 1784/1812 in Berlin.

Damit ist meines Wissens die Reihe derjenigen Regimenter, die zwischen 1700 und 1800 überhaupt je ininterpommern gestanden oder ihre Kantonsgebiete gehabt haben, abgeschlossen. Da ich bereits während der Zusammenstellung dieser Arbeit im Geheimen Staatsarchiv in Dahlem einigen Volksgenossen mit ihrer Hilfe über den berühmten und gefürchteten „toten Punkt“ ihrer Forschung hinweglotsen konnte, ist anzunehmen und zu hoffen, daß sie auch einer ganzen Anzahl von Lesern dieser Zeitung neue Anregungen geben kann.

Von Stolpmünde bis Rowe

Erinnerungsgang durchs Jugendland

Von Paul Scharnoffke

Während der Bademonate haben wieder viele Menschen den schönen Abschnitt unseres heimatlichen Strandes besucht, der sich zwischen Stolpmünde und Rowe in Sichelform, nach dem Meere zu geöffnet, hinzieht. Von Stolpmünde aus sieht man noch — vier Wegstunden nach Osten — die Ecke von Rowe, die früher deutlicher durch den „Lehnberg“ gekennzeichnet wurde, während dem Blick nach Westen hin von Rowe aus durch die Molen von Stolpmünde ein Ziel gesetzt ist. Dieser Bogen weist an beiden Enden Flachküste auf. Nach der Mitte zu ist zunehmende Bewaldung und regelmäßige Steigerung zu beobachten, die schließlich zur Bildung des bekannten Steilküstengebietes zwischen Neustrand und Schönwalde, dem glanzvollsten Stück unseres Heimatstrandes, führt. Der gesamte Abschnitt umfaßt die Badeorte Stolpmünde, Freichow, Altstrand, Neustrand, Schönwalde und Rowe. Mit diesen Ortschaften von frühester Kindheit an verbunden, will ich es versuchen, etwas von ihnen zu erzählen nach Maß und Beschaffenheit der Eindrücke, wie sie aus der Knabenzeit her in mir Gestalt angenommen haben.

Ich mag zwölf Jahre alt gewesen sein, als ich zum ersten Male „Kurgast“ in Stolpmünde war. Meine Eltern hatten mich bei Tischlermeister Karl Kadel in der Schmiedestraße, dessen Frau Adelheid geb. Rathke, aus meinem Heimatdorf stammte, einquartiert. Hier verlebte ich zwei schöne Ferienwochen. Wenn ich morgens die notwendigsten Einkäufe für die Familie besorgt hatte, durfte ich den Tag über — die Mahlzeiten ausgenommen — am Strande sein, die üblichen Kinderspiele am Wasser betreiben und den Fischern beim Herausziehen der Netze zusehen. Ich war am Hafen zu Hause und auf der Mole. Sehr stark interessierten mich damals schon die Kurkonzerte. Die Badeverwaltung hielt in früheren Jahren eine ständige Kurkapelle in der Badezeit, etwa von Mitte Juni bis Mitte August. Lange Zeit hindurch war es die von Kapellmeister Georgi aus Körlin geleitete. Dann gab es regelmäßig und täglich ein Frühkonzert (etwa von 10,30 bis 12,30 Uhr), ein Nachmittagskonzert (4,30 bis 6,30 Uhr) und ein großes Abendkonzert (8 bis 10,30 Uhr). Die Kurpromenade (die Erweiterung nach der See zu) sah damals noch) war immer stark belebt. Ich beobachtete reiche und vornehme Badegäste, besonders auch viele Ausländer (Russen). Die wenigen Strandzelte — heute zählt man bis zur Badeanstalt annähernd hundert — reichten kaum bis zum Ausgang an der Schulstraße. Es gab auch nicht so viele Strandkörbe. Das eigentliche BADELEBEN

spielte sich in der Damenbadeanstalt Ost und im Herrenbad an der Westseite ab. Von den Strandkörben aus zu baden war nach damaligen Begriffen undenkbar!

Vier Kilometer nach Osten liegt Freichow in herrlichen Buchenwäldern versteckt. Da stand zu jener Zeit noch das schlichte, strohgedeckte Haus — Jahrhunderte alt —, in dem der Pächter Marten wohnte. (Das Haus ist vor 15 Jahren abgebrannt und durch einen neuen, massiven Bau ersetzt worden). In Freichow zog eine an Bäumen befestigte, in unseren Augen riesengroße „Schanke“ die Kinder immer besonders an. Wir Jungen haben oft den zweifelhäftigen Weg um dieser Schänke willen nicht gescheut. Von meinem Vater wußten wir auch, daß hier eine Wanderdüne ihr Vernichtungswerk treibe. So haben wir denn auch manchmal diese Düne zu ehrfurchtsvoller Betrachtung bestiegen. Auch auf dem Freichower „Königsstuhl“ haben wir oft gestanden.

Altstrand hatte nicht weniger Reize. Schon das einzige Haus, dessen Strohdach an einer Seite fast bis auf die Erde herabreichte, war interessant genug. Ganz in der Nähe des Gehöftes lag — und das ist heute noch so — ein Festplatz für Vereinsfeierlichkeiten. Krieger- und Gesangsvereine nahegelegener Dörfer machten hierhin alljährlich ihre Sommerausflüge. Dann fuhrten Mitglieder, Familienangehörige und Gäste auf laubgeschmückten Leiterwagen in langer Reihe hinaus. Die Musikanten saßen auf dem ersten Wagen. Unter den Waldbäumen wurden dann die Fuhrwerke „versteuert“. Den Pferden wurde ein Sack mit Heu verlegt, und die leerstehenden Wagen benutzten die Kinder — kleinere wenigstens — zu lustigen Spielen. Gegen Abend ging es in stürmischer Fahrt wieder nach Hause; denn die Pferde waren durch langes Warten, durch Musik und Lärm und Rückenplage schon längst ungeduldig geworden.

Etwa zehn Minuten weiter östlich liegt Neustrand, das ja — heute wenigstens — weit besser bekannt ist, wenn auch nicht jeder weiß, daß es ein im Jahre 1772 von Friedrich dem Großen gegründetes Kolonistendorf ist.

(Schluß folgt).

Schriftleitung: Erich Kolletichke, Stolp.
Nachdruck aus dieser Beilage verboten.